Die politischen Anschauungen Tennysons.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

hohen philosophischen Fakultät

der

Bayerischen

Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen

vorgelegt von

Ernst Blos

aus Erlangen.

Tag der mündlichen Prüfung: 22. März 1930.

1930

Buchdruckerei Karl Döres, Erlangen, Jägerstraße 3

Telefon 2521

30:125

Referent: Universitäts-Professor Geh. Rat Dr. Rudolf Brotanek.

Dekan: Universitäts-Professor Dr. Georg Lippold.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Inhalt.

Seite

Einleitung 5

I. Tennysons Stellung zum Imperialismus 6

II. Das Empire und die anderen Mächte 23

III. Die Aufgabe des Empire: die Verwirklichung des Freiheitsgedankens 29

1. Tennysons Freiheitsideal; seine Stellung zu den Freiheitsbewegungen in den andern Ländern . 29

2. England als das Land der Freiheit 34

A. Der Staat 34

Anhang: Staat und Kirche 45

B. Die soziale Frage 46

Zusammenfassung 59

Benutzte Literatur 62

Einleitung.

Von allen Biographen Tennysons wird berichtet, wie der Dichter Klarheit zu gewinnen suchte über letzte Fragen, die die Menschen zu allen Zeiten bewegt haben, wie er aber über dem Sinnen und Grübeln nicht die politischen und sozialen Nöte vergaß, die dem damaligen England erwachsen waren, und auf seine Weise danach strebte zu ihrer Lösung beizutragen[1]). Es ist nicht schwer diese enge Verbundenheit Tennysons mit seiner Umwelt nachzuweisen.

Schon von dem Knaben wird erzählt, daß er einmal in der Schule seinen Kameraden eine politische Rede halten wollte, der allerdings durch das Dazwischentreten eines Unterlehrers vorzeitig ein Ende gemacht wurde (M. 1, 31). Unter der Lektüre des Jünglings, dem die reichhaltige Bücherei seines Vaters offenstand, finden sich neben den großen Dichtern der Vergangenheit die Namen Swift, Addison, Burke (M. 1, 42); wenn auch nicht anzunehmen ist, daß er den Inhalt ihrer Schriften ganz erfaßte, bleibt es doch bedeutungsvoll, daß er sie zur Hand nahm. In Cambridge war Tennyson Mitglied einer angesehenen Vereinigung von Studenten (vgl. Lyall S. 7 f.), die sich die „Apostel" nannten; Kunst und Wissenschaft, aber auch soziale und politische Fragen lieferten ihnen den Stoff zu angeregten Debatten (M. 1, 71 f.). Soviel wir wissen, zeichnete sich Tennyson dabei nicht als Redner aus; daß er indessen ein aufmerksamer Zuhörer war und sich seine eigene begründete Meinung über die erörterten Fragen bildete, beweisen seine politischen Gedichte, die um diese Zeit entstanden[2]). Und wenn der junge Dichter Freiheit und Vaterland verherrlicht, so folgt auch der reife Mann bis in sein hohes Alter den Ereignissen daheim und draußen in der weiten Welt und spricht seine Ueberzeugung aus in Gedichten oder im Gedankenaustausch mit Freunden und Bekannten, zu denen Männer wie der Herzog von Argyll, Carlyle, der Marquis von Dufferin und Ava, W. E. Gladstone, Sir Henry Parkes, John Ruskin gehören. Laut erhebt er seine warnende Stimme, wenn er fürchtet, daß sein Vaterland von äußeren Feinden bedroht ist oder in inneren Fragen einen falschen Weg geht, der zum Verderben führen muß; freudige Verse fließen ihm aus der Feder, wenn er

---

1) Vgl. z. B. Fischer S. 14 f., S. 119 f., Koeppel S. 100, Tennyson and his friends S. 59 Ende des 1. Abschnittes.

2) You ask me . . .; Of old sat freedom . . .; Love thou thy land.

einen englischen Sieg verherrlicht oder eine Tat, die nach seiner Ueberzeugung einen Fortschritt in der Entwicklung Englands bedeutet.

Gewiß fehlten Tennyson bei seiner scheuen, gegen jegliche Kritik überempfindlichen Natur (vgl. M. 4, 32) manche Eigenschaften, die der Politiker im täglichen, oft kleinlichen Kampf für seine Ueberzeugung einsetzen muß; trotzdem bedauerte der 74jährige Dichter, daß er nicht zwanzig Jahre früher seinen Sitz im Oberhaus hatte nehmen und nach seinen Kräften dem Vaterlande dienen können (M. 4, 29).

Wenn er nicht dazu geboren war, an führender Stelle in den politischen Kampf seiner Zeit einzugreifen (vgl. Lyall S. 33 f.) und wenn er sich nie bemüht hat seine Ansichten in ein System zu bringen (vgl. M. 4, 202), so hat er sich doch über viele wichtige Fragen so bestimmt ausgesprochen, daß man versuchen kann, ein Bild seiner politischen Anschauungen zu zeichnen.

I. Tennysons Stellung zum Imperialismus.

Eine Grundlinie im politischen Denken Tennysons läßt sich durch sein ganzes Leben hin verfolgen: das unbedingte Eintreten für das Fortbestehen und den weiteren Ausbau des Britischen Reiches, also das Interesse für Bestrebungen, die unter dem Namen Imperialismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Anhängern wie von Gegnern leidenschaftlich erörtert wurden.

Wenn in den Aeußerungen des jungen Tennyson imperialistische Gedanken nicht betont werden, so erklärt sich das aus zwei Gründen: nach der endgültigen Niederlage Napoleons I. hatte England zunächst keinen ernsthaften Gegner mehr zu fürchten und ferner stand gerade um 1830 die Erörterung der notwendigen Parlamentsreform im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Auch Tennyson konnte sich der Zeitströmung nicht entziehen und so ist es berechtigt den jungen Dichter, soweit er sich auf das politische Gebiet wagt, als Freiheitssänger zu bezeichnen (wie es Brie S. 130 tut). Indessen wird man nicht verkennen, daß ihm neben einer maßvollen Freiheit im Innern die Macht seines Vaterlandes und seine Unabhängigkeit nach außen nicht weniger wichtig ist; stammt doch noch aus dem Anfang der 30er Jahre des Sonett „Buonaparte", in dem der große Korse durchaus als Feind Englands gesehen ist, der durch die gewaltige Macht der „Inselkönigin, die die Länder und Meere von einem Indien zum anderen beherrscht", siegreich abgeschlagen und gedemütigt wird; es ist ganz und gar der Stolz des Engländers auf sein erdumspannendes Reich, der in diesen Versen aus Tennyson spricht.

Eine Gefahr von außen drohte dem Empire kaum um 1830; wohl aber gärte es hie und da in den Kolonien. Bei solchen Gelegenheiten ist Tennyson immer auf der Seite derer, die sich für die Erhaltung des Reiches einsetzen. Vor allem liegen ihm die beiden wertvollsten Kolonien Kanada und Indien am Herzen. Deshalb ist er stolz auf Lord Durhams Bericht, der es sich zum Ziel gesetzt hatte, die unhaltbar gewordenen inneren Zustände in Kanada zu beseitigen und zugleich die britische Oberherrschaft dort von neuem zu sichern (M. 1, 218 Fußnote). Und als 30 Jahre später in der „Times" ein Artikel erscheint, in dem die Loslösung Kanadas befürwortet wird, und gar noch ein englischer Staatsmann zu Tennyson persönlich äußert, Kanada möge seinen eigenen Weg gehen (M. 3, 107), da flammt in ihm ein Gefühl der Schande und Entrüstung auf und er schreibt im Epilog zu den Königsidyllen jene Verse, in denen er die Engländer an ihre weltgeschichtliche Macht erinnert und sie beschwört sich solcher Größe würdig zu erweisen. Man kann sich vorstellen, mit welcher Befriedigung er in einem Brief Lord Dufferins aus Kanada von dem freudigen Widerhall las, den die Verse im ganzen Lande fanden (M. 3, 134).

Mit dem gleichen Eifer, mit dem sich Tennyson für ein Verbleiben Kanadas im Verbande des Britischen Reiches einsetzt, fordert er, daß Indien eine englische Kolonie bleibe. Den Aufstand eines Teiles der indischen Armee im Jahre 1857 verfolgt er mit großer innerer Erregung; sie klingt noch nach in Gesprächen über die kluge Proklamation, die die Königin nach der Niederlage der Eingeborenen erließ (M. 2, 201). Dabei sieht er die Ereignisse durchaus vom Standpunkt der Engländer; wie sehr er noch 10 Jahre später davon überzeugt ist, daß die englische Regierung dazu berechtigt war den Aufstand niederzuwerfen, zeigt eine Stelle aus einem Brief vom Oktober 1866, wo dieses Recht als selbstverständlich vorausgesetzt ist und nur bemerkt wird, wie allein rasche Entschlossenheit und Machtentfaltung zum Erfolg führten (M. 3, 30); und nachdem mehr als 20 Jahre verflossen waren, werden die Vorgänge von damals in seiner Erinnerung noch einmal so lebendig, daß er in dem Gedicht "The Defence of Lucknow" ganz einseitig den Heldenmut der eingeschlossenen Engländer schildert, aber kein verständnisvolles Wort für die Eingeborenen findet, die sich doch im Grunde nur gegen eine Fremdherrschaft empörten. Im Gegenteil, sie werden mit dem Ausdruck "fell mutineers" belegt, an andrer Stelle mit höllischen Geistern verglichen. Sie werden nicht als ebenbürtige Gegner anerkannt, sondern nur als Rebellen angesehen, die gar kein Recht haben Krieg zu führen und sich ohne Grund gegen ihre rechtmäßigen Herren auflehnen.

Ein charakteristisches Beispiel für die imperialistische Einstellung Tennysons in den 60er Jahren bietet sein Verhalten in dem Streit um den Gouverneur Eyre. Dieser hatte einen Negeraufstand auf der Insel Jamaica mit Waffengewalt unterdrückt; dabei sollten von den englischen Truppen rechtswidrige Handlungen und unnötige Grausamkeiten begangen worden sein. Als die Vorgänge in England bekannt wurden, bildeten sich zwei Parteien: die eine, zu der Carlyle, Dickens, Ruskin gehörten, verteidigte das Vorgehen des Gouverneurs; die andere, die Männer wie J. St. Mill, Huxley, Herbert Spencer zu ihren Anhängern zählte, mißbilligte die Art und Weise, in der der Aufstand niedergeschlagen worden war. (Vgl. J. M. Carthy III, 261 ff).

Der Ausschuß zur Verteidigung des Gouverneurs wandte sich auch an Tennyson mit der Bitte, er möge einen Beitrag für die Führung der Sache leisten und selbst in den Ausschuß eintreten. In seiner Antwort erklärt sich Tennyson bereit einen Beitrag zu stiften; seinen Namen jedoch will er nicht hergeben, da ihm die näheren Umstände nicht bekannt sind (M. 3, 30). Wenn es also sein Gerechtigkeitsgefühl nicht zuläßt, daß er das Vorgehen des Gouverneurs im einzelnen deckt, so erkennt er doch ausdrücklich an, welch einen großen Dienst Eyre dem Reiche geleistet hat, indem er dafür sorgte, daß die wertvolle Insel im englischen Besitz blieb.

Es gab Zeiten, in denen schwere Gefahren für das Empire bestanden, nicht weil eine einzelne Kolonie verloren zu gehen drohte, sondern weil im Mutterlande selbst Strömungen an Boden gewannen, die aus rein wirtschaftlichem Denken heraus die Abstoßung des Außenbesitzes forderten. Besonders für die Manchesterschule waren die Kolonien ein nutzloser Ballast, der nur das Mutterland in seiner wirtschaftlichen Entwicklung hemmte. Cobden sah in den Ausgaben für das Kolonialreich eine finanzielle Belastung der englischen Steuerzahler zugunsten aristokratischer Ruhmsucht und Rauflust. Die Herrschaft über Indien erschien ihm als eine „schlechthin hoffnungslose Aufgabe", die „weder zum Vorteil Indiens noch Englands gelöst werden" könne; die Förderation der kanadischen Provinzen begrüßte er als den ersten Schritt zu einer „freundschaftlichen Ehescheidung" vom Mutterlande. (Vgl. Schulze-Gaevernitz S. 70 f.).

Tennyson mußte solche Bestrebungen aufs schärfste ablehnen; seine Sprache läßt denn auch an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, wenn er im Dezember 1869 schreibt, wer die Kolonien aufgeben wolle, der müsse blind sein für das wahre Interesse und den hohen Beruf Englands (M. 3, 73). Noch leidenschaftlicher klingt

in "Hands all round" 1882 die Mahnung an seine Landsleute keine feige Furcht vor der eigenen Größe zu empfinden (Str. 3).

Wurde bisher gewissermaßen die negative Seite von Tennysons Imperialismus beleuchtet, die sich darin zeigt, daß er keine Kolonie preisgeben will und gegen Kolonialmüdigkeit im Mutterlande angeht, so soll nunmehr von der positiven Ergänzung dazu die Rede sein, davon wie der Dichter für den großen Gedanken des erdumspannenden Britischen Reiches begeistert ist und an die hohe Aufgabe glaubt, die England durch das Empire in der Welt zu erfüllen hat.

Der Ton, der in dem Jugendgedicht "Buonaparte" angeschlagen war, klingt fort in einigen stolzen Versen des Widmungsgedichtes an die Königin, die allerdings nicht in die endgültige Fassung aufgenommen wurden[1]). In der Ode auf den Tod Wellingtons wird in den Eingangszeilen das ganze Reich aufgefordert, mitzutrauern um den Tod des großen Feldherrn und Staatsmannes. Die Vermählung der Prinzessin Marie Alexandrowna mit einem englischen Prinzen gibt dem Dichter Gelegenheit die riesige Ausdehnung des russischen und die des englischen Reiches einander gegenüberzustellen (Str. II). Wohl nicht ohne Absicht läßt er in dem Drama "Harold" den sterbenden König Eduard in einer Vision die kommende Größe Englands schauen: wie ein mächtiger Baum zahllose Zweige nach allen Seiten entsendet und weithin neue Wurzeln schlägt, so wird sich Englands Herrschaft über die Erde ausdehnen (3, 1).

Interessant ist in diesem Zusammenhang die neue Fassung, die das Gedicht "Hands all round" zum Geburtstag der Königin 1882 erhält; als es 1852 enstand, (nach dem Staatsstreich Napoleons III.) hatte es mit einem dringenden Hilferuf an die Amerikaner geendet; jetzt sind diese Strophen weggelassen, an ihre Stelle tritt ein Hoch auf die Völker, die im Britischen Reich vereinigt sind. Das glutvollste der imperialistischen Gedichte Tennysons ist die Ode zur Eröffnung der Kolonialausstellung von 1886; sie klingt aus in den begeisterten Aufruf an alle Völker im Empire, in Erinnerung an die große Vergangenheit sich für alle Zukunft auf Gedeih und Verderb zusammenzuschließen und sich eins zu fühlen mit dem Mutterland: Ein Leben, eine Flagge, eine Flotte, ein Thron! soll die Losung für alle sein. Selbstverständlich fehlt

1) The noblest men methinks are bred
Of ours the Saxo-Norman race;
And in the world the noblest place,
Madam, is yours, our Queen and Head.
Your name is blown on every wind,
Your flag thro' Austral ice is borne,
And glimmers to the Northern morn,
And floats in either golden Ind. (M. 1, 5)

auch in der Ode auf das Regierungsjubiläum der Königin Viktoria nicht die Aufforderung an die Kanadier, Inder, Australier und Afrikaner, ihrer Herrscherin Heil zu wünschen zum goldenen Jubiläum (Str. X).

Natürlich vertritt Tennyson den imperialistischen Gedanken, für den er in seinen Gedichten weite Kreise zu begeistern sucht, auch in seinen Briefen und in Gesprächen. Während aber die Dichtungen entsprechend den feierlichen Gelegenheiten, für die sie bestimmt sind, sich mehr an das Gefühl wenden und eine günstige Stimmung für den Reichsgedanken schaffen wollen, geht der Dichter in seinen privaten Aeußerungen öfters ins einzelne. Es findet sich hier der gleiche Grundzug wie in den Gedichten, das Festhalten am Reichsgedanken; aber dieser gewinnt jetzt eine bestimmtere Gestalt, Tennyson sucht sich darüber klar zu werden, in welcher Form der enge Bund zwischen Mutterland und Kolonien, von dem er immer wieder spricht[1]), zu verwirklichen sei.

Zwei Grundgedanken treten dabei deutlich hervor: Alle Angelegenheiten, die das Reich als Ganzes angehen, sollen von einer zentralen Stelle aus geregelt werden; in diesem Zentralrat sollen die Kolonien durch ihre Minister vertreten sein; sie können entweder in den schon bestehenden Privy Council eintreten oder es kann ein neuer Reichsrat gebildet werden.

Rein örtliche Aufgaben, die nur die betreffenden Kolonien angehen, sollen von diesen nach eigenem Ermessen erledigt werden. Die Kolonien sollen also weitgehende Selbstverwaltung erhalten.

Es ist klar, worauf diese beiden Forderungen abzielen: für wichtige, insbesondere außenpolitische Fragen, soll ein einheitliches Vorgehen des Empire gesichert werden; durch die Zustimmung der Kolonien steht hinter jedem Entschluß die ganze Macht des Reiches und kann im Notfall eingesetzt werden. Andrerseits soll die Reichsfreudigkeit der einzelnen Länder nicht gehemmt werden durch unnötiges Dreinreden von oben her in Angelegenheiten, die sie am besten selbst ordnen können. Als Ideal schwebt Tennyson ein Empire vor, das unter Einsatz aller Kräfte zupacken kann, wenn es sein muß, das aber zugleich in normalen Zeiten die Elastizität besitzt, die ein aus so verschiedenartigen Teilen bestehendes Reich wie das britische haben muß um bestehen zu können.

Es braucht nicht näher dargelegt zu werden, gegen welche möglichen Angreifer Tennyson die Macht des Reiches zusammengefaßt wissen wollte; lag doch der stets unruhige und ehrgeizige Nachbar Frankreich gar zu nahe an den Britischen Inseln und

---

1) Vgl. M. 3, 73; 3, 90; 3, 98; 3, 219; 3, 260; 4, 117.

auch von Rußland, schließlich von Deutschland glaubte er zu Zeiten Englands Gebiete bedroht (vgl. Abschnitt II).

Um die Forderung nach Selbstverwaltung für die Kolonien zu erklären, könnte man annehmen, daß Tennyson im Sinne der englischen Ueberlieferung denke, die diese Einrichtung seit langem kannte, oder aus dem Wirklichkeitssinn der Engländer heraus, dem es nicht verborgen bleiben konnte, daß jedes Land eigentümliche Verhältnisse aufweist und nicht schematisch regiert werden kann. Vor allem aber ist nicht zu übersehen, daß England in diesem Punkt eine schmerzliche Erfahrung gemacht hatte, den Abfall der amerikanischen Kolonien. Tennyson hat die Lehre, die seinen Vorfahren gegeben wurde, nicht vergessen. Gerade in der Ode zur Eröffnung der Kolonialausstellung gibt er freimütig zu, daß die Männer einer engherzigen Zeit die amerikanischen Kolonien zur Trennung vom Mutterlande trieben und durch ihren Starrsinn eine Sünde begingen, die nie wieder getan werden möge (Str. III). Hatte das Beispiel Amerikas gezeigt, wohin Hartnäckigkeit am unrechten Platz führt, so konnte Tennyson als Zeitgenosse erleben, wie durch eine großzügige Behandlung Kanada dem Reich erhalten blieb.

Mit der Ausdehnung Englands vom Inselstaat zum Weltreich hat auch die altehrwürdige Einrichtung des Königshauses eine neue Aufgabe übernehmen müssen; die Königin ist jetzt das gemeinsame Oberhaupt der Millionen Menschen, die in den weiten Räumen des Empire leben. Auch der Bewohner der entlegensten, kleinsten Insel soll zu ihr in Liebe und Verehrung aufblicken; ein zartes, doch unzerreißbares Band soll sich so um alle ihre Untertanen schlingen und ein Gefühl des Stolzes in ihnen wachrufen Glieder eines mächtigen großen Ganzen zu sein. Einer der letzten Briefe Tennysons ist ein freundliches Dankschreiben an einen jungen Dichter im fernen Osten, der in englischer Sprache ein Gedicht auf die Königin verfaßt hatte (M. 4, 154 f.).

Bei solcher Denkart Tennysons kann es nicht zweifelhaft sein, daß er, als Viktoria den Titel einer Kaiserin von Indien annahm, freudig zustimmte, obwohl ein Zeugnis darüber fehlt. Mußte er doch in diesem Akt einen Versuch sehen, die Beziehungen zwischen dem Mutterlande und der großen Kolonie noch enger zu gestalten. In der Ode auf das Jubiläum der Königin wird ihr neuer Titel neben dem alten genannt (Str. II), ein Zeichen, daß er dem Dichter gleich wichtig ist.

Wenn auch nur als Beobachter, so verfolgt Tennyson doch mit Eifer die Zeitereignisse um zu sehen, wie weit seine Wünsche zur zukünftigen Gestaltung des Empire verwirklicht werden. Er

begrüßt mit herzlicher Freude jedes Bekenntnis eines Ministers zum Reichsgedanken und verfolgt mit Interesse jede Bewegung in den Kolonien, die auf einen Zusammenschluß hinarbeitet. Bei Disraeli hebt er das stark ausgeprägte Gefühl für die Einheit des Empire hervor (M. 4, 106); später rühmt er an Salisbury, daß er nicht in erster Linie Parteimann sei, sondern vor allem die Interessen des Empire wahren wolle (M. 4, 182). Durch seine Bekanntschaft mit Sir Henry Parkes wurde er in besonderem Maße auf die australischen Verhältnisse aufmerksam; die bevorstehende Einigung der dortigen Kolonien erschien ihm als eine Vorstufe zu dem engen Bund aller Kolonien mit dem Mutterland (M. 4, 111). Noch aus seinem letzten Lebensjahr ist uns seine rege Anteilnahme an kolonialen Fragen bezeugt; sein besonderer Wunsch war damals, Südafrika möchte bald zu einem mächtigen Staat im Rahmen des Empire werden (M. 4, 164).

Obwohl Tennyson für eine föderative Gestaltung des Britischen Reiches eintrat, war er sich bewußt, daß nicht alle Kolonien in ihrer Entwicklung so weit fortgeschritten waren um ihre inneren Angelegenheiten selbst regeln zu können. Diese mußten — nach seiner Ueberzeugung in ihrem eigenen Interesse — durch eine straffe vom Mutterland eingesetzte Regierung so lange verwaltet werden, bis sie fähig waren sich selbst zu regieren. Als eine solche Kolonie betrachtete Tennyson z. B. Indien. In dem Widmungsgedicht zum Demeterbande rühmt er den Marquis von Dufferin und Ava als einen bedeutenden Staatsmann, der sich die Liebe seiner Untertanen erworben habe und dem es gelungen sei, im wahrsten Sinne des Wortes mit der Eisenfaust im Samthandschuh zu regieren. Man kann nicht leugnen, daß Tennysons Meinung, Indien brauche ein strenges Regiment, berechtigt war; das Land, in viele Völker und Religionen gespalten, wäre ohne einen starken Herrn wohl bald in dauernde innere Wirren geraten.

Dagegen läßt sich bezweifeln, ob Tennysons Standpunkt in der irischen Frage ebenso unanfechtbar war. Die Angliederung Irlands war eine schwierige Aufgabe, um deren Lösung sich England während des ganzen 19. Jahrhunderts bemühte. Trotz der Union von 1798 war die grüne Insel das Schmerzenskind Großbritanniens geblieben. In kleineren und größeren Aufständen flackerte immer wieder der Freiheitswille der Iren auf. Eine nationalirische Partei suchte auf parlamentarischem Wege die Unabhängigkeit der Heimat zu erreichen. Gladstone war der große englische Staatsmann, der wenigstens einen Teil der irischen Forderungen erfüllte, indem er durch wichtige Gesetze die ärgsten Mißstände beseitigte[1]). Freilich, als er sein Werk durch Ge-

1) Vgl. Salomon, Englische Geschichte, S. 252 f.

währung der Selbstverwaltung für Irland krönen wollte, erhob sich ein Sturm der Entrüstung, gegen den er vergebens ankämpfte.

Auch Tennyson gehörte zu den vielen, die sich gegen Homerule erklärten. Nicht zum ersten Mal beschäftigte er sich mit der irischen Frage. Schon in seinen Gesprächen mit A. H. Hallam spielt sie eine Rolle (M. 1, 112). In einem Brief vom März 1833 nennt er den Irenführer O'Connell einen ausgemachten Schurken (vgl. M. 1, 113), mildert allerdings später dieses schroffe Urteil ab. Im September 1842 verbringt er einige Tage in Irland (vgl. M. 1, 251 f.); ein Aufenthalt von mehreren Wochen fällt in das Jahr 1848; er lernt Landschaft und Bauten kennen, aber auch die bittere Armut der Bauern, die ganz vom Ausfall der Kartoffelernte abhängen (M. 2, 50 ff.). Als im Dezember 1865 die kleine Pension des irischen Historikers Allingham erhöht werden sollte, spricht sich Tennyson dafür aus, weil dadurch Irland und unmittelbar auch England ein großer Dienst erwiesen werde (M. 3, 19). Eine Broschüre über angeblich unmenschliche Behandlung von Feniern im Gefängnis schickt er Gladstone mit der Bitte der Sache nachzugehen (M. 3, 48).

Es ist also nicht ein aus der Stimmung des Augenblicks entstandenes Urteil, wenn Tennyson den Iren die Fähigkeit abspricht sich selbst regieren zu können. Er stellt fest, daß sich die keltische Rasse nicht leicht mit andern vermischt; ferner liegt es im Blut der Kelten, mehr ihrer Phantasie zu folgen als sich vom gesunden Menschenverstand leiten zu lassen; diese Neigung macht sie in der Politik unzuverlässig, daher gefährlich. Immer wird dem Engländer ihre angeborene Liebe zum Raufen unverständlich bleiben: wenn ein Ire auf dem Weg zum Paradies alle Augenblicke eins auf den Kopf bekäme, er wäre noch nicht zufrieden. Nach diesem Versuch, die Hauptmerkmale der keltischen Rasse und im besonderen der Iren zu kennzeichnen, spricht Tennyson von der gegenwärtigen Lage. Auf die Frage: was würde geschehen, wenn Irland sich selbständig machen dürfte, antwortete er: es würde infolge seiner inneren Spaltung bald die Beute einer fremden Macht werden. Irland hat keinen Grund sich von England loszulösen; es hat absolute Freiheit und mehr als den ihm gebührenden Anteil an der Regierung „eines der mächtigsten Reiche der Welt". Seine inneren Verhältnisse müssen orientalisch genannt werden; es braucht einen Herrn, der die Eisenfaust im Samthandschuh zu verbergen weiß (M. 4, 72).

Diese mit Absicht ausführlich wiedergegebenen Aeußerungen zeigen, welch eine lange Reihe von Gründen Tennyson für seine Meinung anführt. Selbst wenn des trübe Bild, das er von Irland zeichnet, im ganzen richtig wäre, so hat er übersehen, welche Ursache den ungesunden Zuständen zugrunde liegt: die lange

Leidensgeschichte der Iren. Wenn ein Volk jahrhundertelang unterdrückt wird, dann ist es unausbleiblich, daß sich schlimme Eigenschaften in ihm entwickeln, daß es auf krummen Wegen sich zu helfen sucht, wenn es auf geraden nicht zu seinem Recht kommen kann. Die übermäßige Streitlust und Neigung zu Geheimbündelei, die Tennyson den Iren zur Last legt[1]), erscheint dann als der letzte Ausdruck eines unbeugsamen Lebenswillens. Doch kann man einmal absehen von den mehr oder weniger anfechtbaren Einzelheiten in Tennysons Urteil über Irland und den Geist zu fassen suchen, aus dem es geboren ist; man wird zu dem Schluß kommen, es steckt viel vom Engländer darin, der um den Bestand seines Reiches in Sorge ist, und nichts von einem gerecht urteilenden Beobachter, der die irischen Ziele verstehen will.

Während des Kampfes für und wider Homerule stellt sich Tennyson ganz auf die Seite der irlandfeindlichen Partei (vgl. M. 4, 65). Es ist auffallend und von ihm selbst betont worden, wie er in dieser Sache durchaus gegen Gladstone steht (M. 4, 149), obwohl er doch dem langjährigen Freund wahrhaftig nicht vorwerfen konnte, daß dessen Handeln aus vaterlandsloser Gesinnung fließe. Gladstone lag die Zukunft des Britischen Reiches ebenso am Herzen wie Tennyson, nur daß er sie auf andere Weise zu sichern suchte. Vielleicht um dem Staatsmann gegenüber seine Ueberzeugung zu stützen, hat Tennyson sie ausführlich begründet; wesentlich ist das Gefühl, das dahinter steht: das unüberwindliche Mißtrauen gegen Irland. Die Einheit des Britischen Reiches geht Tennyson über alles; sollte sie gewahrt werden, so mußte vor allem der Kern, das Inselreich in der Nordsee, beisammen bleiben; daher durfte England niemals zulassen, daß sich Irland von ihm loslöst. Aus einem solchen Denken heraus konnte Tennyson kein Verständnis für irische Freiheitsbestrebungen haben; wohl aber mußte er geneigt sein jeden Gedanken aufzunehmen, der die englische Herrschaft über Irland zu rechtfertigen schien. So kommt er, der sonst für die Freiheit auch des kleinsten Volkes schwärmt (vgl. Abschnitt III), für Irland auf das gleiche Rezept hinaus wie für Indien: die Eisenfaust in Samthandschuh scheint ihm für beide Länder die richtige Regierungsmethode zu sein.

Die irische Politik Gladstones führte schließlich dazu, daß sich eine Reihe liberaler Abgeordneter von ihrem Führer lossagten und sich als Unionisten für die Erhaltung der Einheit Großbritanniens und gegen ein selbständiges Irland erklärten[2]). Es kann nicht überraschen, wenn Tennyson dieser Bewegung

1) Durch einen Zufall war T. einmal selbst unter romantischen Umständen einem Fenier begegnet (M. 2, 54).

2) Vgl. Salomon, Englische Geschichte, S. 274 f.

reges Interesse entgegenbringt; er schreibt gelegentlich, er sei Unionist mit Leib und Seele (M. 4, 95), und ist erfreut, als 1892 große Unionistenversammlungen abgehalten werden mit der Losung: Ein Leben, eine Flagge, eine Flotte, ein Thron! (M.4,149).

Eine wichtige Frage, auf die sich eine eindeutige Antwort schwer geben läßt, ist die: fordert Tennyson eine Erweiterung des Empire? Man wird die Stelle von der Länder und Meere beherrschenden Inselkönigin in dem Sonett „Buonaparte“ oder die Worte, daß England seine Söhne ausschickt, damit sie zu Lande und zu Wasser herrschen (England and America in 1782 Str. 1), oder die Vision des sterbenden Königs Eduard von der künftigen Größe des Britischen Reiches (Harold 3, 1) nicht zu wörtlich nehmen und nicht in dem Sinne deuten dürfen, daß damit eine wirkliche Weltherrschaft für England gefordert werde.

Schwerer wiegt schon der Anspruch auf die Beherrschung der See, den Tennyson einmal in der Form ausdrückt, die englische Flotte brauche Docks und Kohlenstationen in allen Meeren (vgl. M. 4, 59). Zur Begründung eines solchen Anspruchs konnte er darauf hinweisen, welch große Entfernungen die einzelnen Teile des Britischen Reiches voneinander trennen; andrerseits muß England mit dieser Forderung in die Lebensrechte anderer Völker eingreifen und sich künftige Feinde schaffen. Der Imperialist in Tennyson gerät hier in Widerspruch mit dem Propheten, der eine kommende Zeit des dauernden Friedens vorausahnt, in der jedem Volk Freiheit der Entwicklung gesichert ist.

Einzelne Stellen lassen sich finden, aus denen hervorgeht, daß Tennyson zwar nicht eine Erweiterung des Landgebietes des Reiches gefordert, indessen doch eine vollzogene Eroberung nachträglich gebilligt hat. Es ist kaum anzunehmen, daß er in dem Prolog zu “The Charge of the Heavy Brigade“ die Namen Tel-el-Kebir und Wolseley mit Stolz erwähnt hätte, wenn er nicht mit der Eroberung Aegyptens einverstanden gewesen wäre. Bestätigt wird diese Vermutung durch eine Bemerkung aus dem Jahr 1892, wo er von dem großen Werk spricht, das die Engländer in Nillande geleistet hätten (M. 4, 159). In diesem Zusammenhang ist eine Zeile aus der Ode zum Regierungsjubiläum der Königin bemerkenswert; es heißt dort, die fünfzig Jahre ihrer Regierung seien eine Zeit dauernder Ausdehnung des Empire gewesen (Str. IX).

Nach Tennysons Ueberzeugung handelt es sich bei der Ausdehnung des Reiches nicht um Eroberung, die nur den Zweck hat die Macht Englands zu steigern, sondern um Ausbreitung der Kultur. Er hat es immer abgelehnt als reiner Machtpolitiker zu gelten und Herrschaft um ihrer selbst willen zu erstreben; viel-

mehr hat er ein stark ausgeprägtes Gefühl dafür, daß Macht Verpflichtungen auferlegt und ihre Berechtigung allein dadurch erweisen kann, daß sie durch verständnisvolle Maßnahmen das Wohl der Beherrschten fördert. Die Völker, die unter der britischen Flagge leben, können sich kein besseres Schicksal wünschen; werden sie doch durch den wohltätigen Einfluß des englischen Wesens allmählich der selben Freiheit fähig und würdig, zu der sich das Mutterland im Lauf seiner Geschichte emporentwickelt hat.

So leitet Tennyson das Recht zu seiner Forderung nach dem Fortbestehen des Empire und dem Festhalten jeder Kolonie, auch der widerspenstigen wie Indien, daraus ab, daß das Britische Reich die stärkste Macht der Welt" for good and for freedom" werden würde (M. 3, 220). Mit freudiger Genugtuung begrüßt er jede Maßnahme der englischen Regierung, die diesen Glauben zu rechtfertigen scheint; so, wenn sie eine Hungersnot in Bengalen bekämpft (M. 3, 148), oder wenn sie das großartige Werk der Aufschließung Aegyptens unternimmt (M. 4, 159), oder wenn die Kolonisation Ugandas begonnen wird (M. 4, 164).

Tennyson hält also die englische Herrschaft für berechtigt, ja notwendig; als letztes Ziel schwebt ihm vor, daß England in seinem weiten Reich die Idee der Freiheit verwirkliche. Es ist in ihm, wenn auch nicht so bewußt wie bei den späteren Imperialisten, der Gedanke lebendig, daß England gegenüber seinen Kolonien das Amt eines Treuhänders zu verwalten habe[1]).

Wir wissen, wie sich Tennyson um die Zukunft des Reiches sorgte. Wenn er sah, wie Großbritannien oder seine Kolonien von äußeren Feinden bedroht waren, mußte er sich fragen, welche Mittel hatte das Empire um sich im Notfall zu verteidigen, waren Flotte und Heer stark genug um ihre verantwortungsvolle Aufgabe erfüllen zu können? Diese Sorgen haben ihn oft beschäftigt, das beweisen uns viele Gedichte und Gespräche.

Es war nicht schwer die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf die Flotte zu lenken. Seit den Tagen Elisabeths waren die Engländer ein Seevolk geworden. Tennyson selbst fühlte sich immer wieder vom Zauber des Meeres gepackt; er machte einmal eigens eine Reise um den Anblick der größten Wellen der Britischen Inseln zu genießen (Fischer S. 36). Fahrten zur See bedeuteten eine wahre Erholung für ihn; an vielen Stellen seiner Gedichte hat er die wechselnden Stimmungen des Meeres festgehalten.

So wirken persönliche Neigung und Einsicht in die sachliche Notwendigkeit zusammen, wenn er der Flotte besondere Auf-

1) Ueber diese neuere Entwicklung des imperialistischen Gedankens vgl. Kleinschmit von Lengenfeld, S. 82 ff.

merksamkeit schenkt. In der Vergangenheit hat sie England aus schwerster Not gerettet und seinen Namen berühmt gemacht. Der Erinnerung an die kühne Tat Lord Grenvilles ist die Ballade "The Revenge" gewidmet. Von den großen Schlachten gegen Frankreichs Flotte erzählt das Gedicht "Buonaparte". Der Held jener Kämpfe, Nelson, darf in der Ode auf den Tod Wellingtons als ein Ebenbürtiger den größten Feldherrn Englands begrüßen.

Da sich die Flotte durch ihre Taten unvergänglichen Ruhm erworben hat, so vertraut Tennyson darauf, daß sie, wenn es nötig ist, sich wieder bewährt. In Augenblicken der Gefahr ist sie sein erster Gedanke. Die Flotte ist 1852 seine stärkste Hoffnung, falls es zu einem Kampf mit Frankreich kommen sollte; die englischen Schiffe sollen gemeinsam mit den amerikanischen ihre Breitseiten donnern lassen, heißt es in "Hards all round" (Str. 4). In "Britons guard your own" fordert er dringend die Rückberufung der Flotte aus der Biscayasee, damit sie die eigene Heimat verteidige (Str. 7). Auch die Zeitgedichte aus dem Jahr 1859 zeigen, wie sehr er sich auf die Flotte als den wichtigsten Schutz Englands verläßt. Verse, die die erregte Stimmung des Augenblicks getreu wiedergeben, rufen die Matrosen auf, Heimat und Herd vor dem Zugriff fremder Despoten zu bewahren (Jack Tar; abgedr. M. 2, 206 f.).

Damit die Flotte ihrer schweren Aufgabe gewachsen ist, muß sie stets entsprechend ausgerüstet und stark genug sein. Aus einigen Artikeln, die im April 1885 in der "Pall Mall Gazette" erschienen, entnahm Tennyson, daß es damit nicht zum besten stand. Kurz darauf veröffentlichte er in der "Times" die vier knappen Strophen, betitelt "The Fleet", mit denen er die Verantwortlichen beschwört, sich bewußt zu sein, daß die Zukunft des Reiches und alles, was damit zusammenhängt: Freiheit, Demokratie, Seeherrschaft, allein auf einer starken Flotte beruht; die Armee ist klein und überallhin verstreut, die Flotte ist das Schicksal Englands. In Gesprächen mit seinen politischen Freunden begründet er noch ausführlicher und genauer seinen Standpunkt: die Demokratie scheint ihm nicht ganz zu erfassen, wie sehr Englands Handel von einer starken Flotte abhängt, die Docks und Kohlenstationen im Mittelmeer und in den Ozeanen braucht. Ein künftiger Krieg würde nur kurze Zeit dauern und eine einzige verlorene Seeschlacht würde England zu einer Macht dritten Ranges herabsinken lassen. Die englische Flotte muß so stark sein wie die von Frankreich und Rußland zusammengenommen (M. 4, 59).

Konnte Tennyson mit seiner Forderung nach einer starken Flotte auf ein williges Gehör bei seinen Landsleuten rechnen, so mußte er bei seinem Eintreten für das Heer erst einige

Hindernisse überwinden. Während andere Staaten die allgemeine Wehrpflicht eingeführt hatten, begnügte sich England noch mit seinem Söldnerheer, zu dem sich oft recht zweifelhafte Elemente anwerben ließen, weshalb es auch kein großes Ansehen genoß.

Daß sich Tennyson so sehr für das Heer einsetzte, hatte zwei Gründe, einen persönlichen und einen sachlichen. Es steckte selbst ein gutes Stück Soldatentum in ihm; seine hochgewachsene breitschultrige Gestalt hat etwas Männlich-kraftvolles an sich; seine Gedichte, die Taten großer Feldherren der Vergangenheit und Gegenwart zum Gegenstand haben, zeigen, wie sehr er sich in ihr Wesen einzuleben wußte (vgl. auch M. 4, 28).

Dazu kommt die Sorge vor einem feindlichen Einfall, die er nie los wird; dem unbändigen Ehrgeiz der Franzosen traut er zu, daß er sich einmal gegen England richten werde. Besonders als er auf der Insel Wight wohnte, malte er sich oft die Folgen aus, die die Landung einer feindlichen Armee haben mußte (M. 4, 202).

Das berühmteste unter den Gedichten Tennysons, die zum Lob des englischen Heeres geschrieben wurden, ist "The Charge of the Light Brigade"; es besingt das Heldentum des einfachen Soldaten, der treu seine Pflicht erfüllt, der in eiserner Manneszucht jedem Befehl gehorcht und in den Tod geht ohne nach dem Warum zu fragen. Viele Jahre später feierte Tennyson den tollkühnen Angriff der schweren Brigade im Krimkrieg, die eine gewaltige russische Uebermacht aus dem Felde schlug. Auch im fernen Indien wußten englische Soldaten mit Ehren zu kämpfen und zu sterben. Zu ihrem Ruhm hat Tennyson "The Defence of Lucknow" gedichtet; in packenden Bildern erzählt er, wie eine schwache Truppe von Engländern und wenigen treugebliebenen Indern die unzulänglichen Befestigungen gegen einen an Zahl weit überlegenen, unermüdlichen Feind verteidigt; die täglich kleiner werdende Schar, über der immer das Banner Englands weht, leistet Uebermenschliches an Tapferkeit und Ausdauer. Man wird es Tennyson hoch anrechnen, wenn er auf diese Weise die glänzenden Taten des englischen Soldaten ins rechte Licht gestellt hat (vgl. auch M. 2, 128, 153); denn gewöhnlich erfährt die Welt nichts von dem, was jeder Einzelne an seinem Platz im Kampf leisten muß; nur der Name des Führers wird gefeiert.

Natürlich weiß Tennyson auch, welch großen Anteil der Feldherr am Sieg seines Heeres hat, und er verweigert ihm nicht die verdiente Auszeichnung. Wellington feiert er als den großen Engländer, den klugen Staatsmann, aber er versäumt darüber nicht auf die glänzende Reihe seiner Siege hinzuweisen, durch die er England, ja Europa vor der Schande dauernder Knechtschaft bewahrt hat (Ode on the Death of Wellington). Die Nachricht vom Tode Havelocks, der Lucknow entsetzt hatte, bewegt ihn zu stolzen

Versen über den kühnen Führer, der mit Tapferkeit und Umsicht seine Aufgabe erfüllte (M. 2, 192 f.). Der Prolog zu "The Charge of the Heavy Brigade", ist dem General Hamley gewidmet, der als Adjutant im Krimkrieg gewesen war. Für den im Sudan ermordeten General Gordon schuf Tennyson die erhaben-einfache Inschrift für sein Denkmal in der Westminsterabtei.

Auf solche Taten des englischen Heeres und seiner Führer gründet Tennyson die Zuversicht, daß es nicht versagen werde, wenn es gilt die Heimat zu schützen. Diese Hoffnung läßt ihn die trotzige Antwort an die Lords mit der stolzen Strophe schließen, daß es in England noch Männer gibt, die bereit sind, in seinen Thermopylen den Feind zu erwarten (The Third of February Str. 8). Was hier wie ein einziger Trompetenstoß klingt, wird zum langhin hallenden Sturmsignal in "Britons guard your own"; der Dichter erinnert die Engländer daran, wie sie in früheren Zeiten die besten Bogenschützen waren; möchten jetzt ihre Kugeln genau so sicher das Ziel treffen wie damals ihre Pfeile! Wenn der Feind es wagen sollte Englands Boden zu betreten, kein Mann dürfe es ertragen, keiner zurückkehren, der erzählte, der Feind habe sich festgesetzt. Als 1859 England wieder bedroht erscheint, da mahnt Tennyson von neuem eindringlich, allen inneren Streit ruhen zu lassen und sich bereit zu halten den Ansturm des Gegners abzuwehren (Riflemen Form).

Bei aller Anerkennung der Leistungen des englischen Heeres fürchtet Tennyson, wenn er an einen möglichen Einfall denkt, es sei zu klein an der Zahl und ungenügend bewaffnet. Schon einige Zeilen von "The Third of February" weisen darauf hin, wie klein die Regimenter sind und wie unbewehrt die Küste — durch die Schuld des Parlaments (Str. 7). Nach dem Tode Wellingtons mahnt er, dessen Vermächtnis nicht zu vergessen und die Geschütze an den Küsten nicht rosten zu lassen (Ode on the Death of W.).

Die Sorge, daß das Heer nicht stark genug sei, taucht immer wieder auf (vgl. auch die Stelle über das Heer in "The Fleet" Str. III). Schon 1859 machte er den Vorschlag, es möge die allgemeine Wehrpflicht eingeführt werden (M. 2, 206). Wie sehr er sich damit in Gegensatz zur Denkweise des Durchschnittsengländers stellte, geht daraus hervor, daß erst in der höchsten Not, während des Weltkrieges, die englische Regierung es wagte, vorübergehend alle Männer zum Waffendienst zu zwingen (vgl. dazu Dibelius 1 S. 288 f.). Auf immer neue Gedanken verfällt Tennyson, wie man die Heeresstärke erhöhen könne. Einmal fordert er, daß schon in der Schule die Knaben im Gebrauch der Waffen geübt würden (M. 3, 90). Es ist leicht zu verstehen, daß er sich für den Plan Gordons interessierte, der eine Art Vorschule für den Soldatenberuf schaffen wollte, in der auch die Söhne der

Aermsten Gelegenheit haben sollten sich für das Waffenhandwerk vorzubilden. Der Plan wurde — allerdings erst nach dem Tode des Generals — unter Mitwirkung Tennysons verwirklicht (vgl. dazu M. 3, 220 f. 4, 45). 1871 brachte der damalige Heeresminister Cardwell im Unterhaus eine Vorlage ein, deren Absicht war Mißstände zu beseitigen, vor allem den Kauf von Offiziersstellen zu unterbinden und das Ansehen des Heeres zu heben (vgl. McCarthy IV, 128 ff.); Tennyson fand die geplanten Maßregeln nicht radikal genug (M. 3, 92).

Man könnte fast versucht sein Tennyson wegen seines Eintretens für eine starke Macht zu Wasser und zu Lande einen Militaristen zu nennen, wenn er nicht immer wieder betont hätte, daß sie nur zur Verteidigung dienen solle. Er bekennt sich zu den Machtmitteln des Staates, weil ihm die Erhaltung des Staatskörpers oberstes Ziel ist, dem alle andern Wünsche untergeordnet werden müssen.

Aus dem Verlangen Tennysons nach einer starken Rüstung zum Schutze des Britischen Reiches dürfen wir schließen, daß er auch mit dem letzten Mittel der Politik rechnete, mit dem Krieg. Er selbst hat nie am eigenen Leib erfahren, was dieses Wort an erhebenden und niederdrückenden, an großen und kleinen Erlebnissen in sich schließt; wohl ist manch einer seiner Bekannten im Feld gefallen, doch ist ihm nie ein nächster Verwandter durch den Krieg entrissen worden. So hat ihn das Erlebnis des Krieges nicht bis in die letzten Tiefen aufgewühlt. Trotzdem hat er mit seiner nachschaffenden Phantasie aus Berichten und Erzählungen ein lebendiges Bild von der Vielfältigkeit des Krieges aufgebaut und es z. B. in "The Charge of the Light Brigade" so gut wiedergegeben, daß die Soldaten ihr eigenes Erleben darin fanden (M. 2, 154; 2, 156).

In der Zeit des Krimkrieges erschließt sich dem Dichter die mannigfaltige Wirklichkeit, die sich hinter dem Wort Krieg verbirgt. Es ist bemerkenswert, mit welcher Leidenschaft sich der sonst ruhig abwägende Mann die Schlagworte der Tagespresse zu eigen macht[1]) und den Kampf gegen den despotischen Zaren, den großen Lügner (Maud, Part III), predigt. Wußte er doch, daß eine nicht unbedeutende Gruppe um Cobden und Bright gegen Englands Beteiligung am orientalischen Abenteuer protestierte; selbst Carlyle verurteilte den Krieg (Brie, S. 113). Die Lösung des scheinbaren Rätsels findet sich, wenn wir uns das

---

1) Marcks schreibt: „Dem Schlagworte nach war es ein Verfassungs-, ein Kulturkampf des freien Westens gegen den despotischen Osten"; (S. 30); vgl. auch Rieß S. 167.

dramatische Gedicht "Maud" näher betrachten, das die Stimmung des Krimkrieges zum Hintergrund hat.

In welchem Licht sieht denn der Dichter die dem Krimkrieg vorangegangene Zeit des angeblichen Friedens? Mit ohnmächtigem Schmerz hatte er zusehen müssen, wie kleinliche Krämerseelen in jagender Hast nach irdischem Glück strebten, wie sie mit allen Mitteln, redlichen und unredlichen, nur dem einen Ziel nachzujagen schienen: möglichst viel Reichtum zusammenzuraffen, und wie sie dabei seelisch verkümmerten und verdarben.

Jetzt ist das auf einmal anders. Die Nation, die seit den Tagen Napoleons keiner Begeisterung für ein höheres Ziel mehr fähig schien, erwachte aus ihrem dumpfen Schlaf, ihr edleres Selbst wachte auf, ein heldischer Zug ging durch das Volk. Der Krieg war die Erlösung aus einer verderbten Zeit.

Wohl bringt er schweres Leid mit sich [1]); aber es wird aufgewogen von all dem Großen, was er in den Herzen der Menschen erweckt. Tennyson bejaht den Krieg, weil er der Nation zum Bewußtsein bringt, daß Geldverdienen um jeden Preis nicht der einzige Inhalt des Lebens ist, daß es noch höhere Werte gibt, für die mit Hingabe des Lebens sich einzusetzen den Menschen erst zum vollendeten Geschöpf macht, das seinen Namen zu Recht trägt.

Ohne Zweifel sind die Anschauungen über den Krieg, die Tennyson in "Maud" vertritt, in hohem Grade durch die Stimmung des Augenblicks beeinflußt. Es kamen ruhigere Zeiten und mit ihnen friedlichere Stimmungen; doch immer hält er daran fest, daß unter gewissen Umständen eine Nation das Recht, ja die Pflicht hat zu den Waffen zu greifen. Zwar weist er den Vorwurf zurück, daß er den Krieg an sich verherrliche; wer ihn um seiner selbst willen liebt, muß töricht oder wahnsinnig oder schlimmeres sein (Epilog zu The Charge of the Heavy Brigade). Aber manchmal bleibt einem Volk kein andrer Ausweg als im Kampf sein Recht zu suchen oder zu verteidigen.

Berechtigt ist in den Augen Tennysons ein Krieg, wenn es gilt seinem Volk die Freiheit zu erringen. Mit begeisterten Worten begrüßt er den Kampf selbst des kleinsten Volkssplitters um seine Unabhängigkeit; den Freiheitskampf der Griechen, der Polen, der Montenegriner hat er in Gedichten gefeiert (vgl. Abschnitt III); sogar die Loslösung der amerikanischen Kolonien vom Mutterland findet seine Billigung (vgl. Abschnitt II).

---

1) Gerade aus der Zeit des Krimkrieges ist uns ein Zeugnis erhalten, wie T. durch die Veröffentlichung der Verlustlisten und besonders durch die Nachricht vom Tod seines Nachbarn, des Obersten Hood, traurig gestimmt wurde (M. 2, 148).

Folgerichtig hält Tennyson auch dann den Krieg für erlaubt, wenn ein Land gezwungen ist seine Selbständigkeit gegen einen Angreifer zu verteidigen. Man braucht nur an die Gedichte zu erinnern, in denen er vergangene oder drohende Kämpfe Englands gegen Frankreich schildert, um zu erkennen, wie sehr ihm die äußere Unabhängigkeit seines Landes am Herzen liegt. Er zeigt damit einen gesunden politischen Sinn; erst wenn die Unabhängigkeit eines Staates gesichert ist, kann er daran gehen sich Aufgaben im Inneren und schließlich Aufgaben zum Wohl der Menschheit zu widmen.

Aber selbst wenn für das eigene Land keine unmittelbare Gefahr besteht, ist es recht andere Völker in ihrem Kampf gegen Tyrannen zu unterstützen. Besonders England, in dem die Freiheit seit Jahrhunderten heimisch ist, hat die Pflicht dafür zu sorgen, daß sich ihr Reich immer mehr ausbreite und die Gewaltherrschaft immer mehr verschwinde. So verstehen wir die Klage des Dichters in dem Sonett "Poland", daß England tatenloser Zuschauer war, als es dem Rechte hätte helfen sollen. Auch den Krimkrieg sieht er als einen Kampf für die Freiheit gegen den despotischen Zaren.

Ebenso sehr wie er den Kampf um der Freiheit willen für gerecht hält, ebenso scharf mißbilligt er einen reinen Eroberungskrieg. Schon das Gedicht "Buonaparte" brandmarkt den unersättlichen Eroberungsdrang Napoleons I.; und wenn nur der Verdacht besteht, daß das zeitgenössische Frankreich seine Hand nach neuen Gebieten ausstrecken will, dann warnt Tennyson vor seiner Ländergier (Britons guard your own, Str. 9). In "Hands all round" ruft er den Franzosen mahnend zu: was nützt es euch die ganze Welt zu erobern, wenn ihr nicht frei seid? Wie gegen den Nachbarn über dem Kanal wendet er sich auch gegen Rußland, wenn es nicht genug Land besitzen kann und die Polen unterdrückt (Poland).

Es ist selbstverständlich, daß Tennyson auch den Bürgerkrieg nicht billigen kann. Streitfragen gibt es in jedem Volk; die Parteien sind dazu da sie auszutragen; aber nie darf es so weit kommen, daß die Gewalt der Waffen die eigenen Volksgenossen der Gegenseite überzeugen oder zum Schweigen bringen soll. Für alle muß die Zugehörigkeit zu ihrem Volk eine letzte gemeinsame Grundlage sein, auf der sie sich zusammenfinden, mögen im übrigen ihre Meinungen noch so sehr voneinander abweichen. Daher betrachtet Tennyson mit Entsetzen das Schauspiel des amerikanischen Bürgerkrieges. Er war schon auf der Universität für die Abschaffung der Sklaverei eingetreten (M.1,69) und hatte immer gehofft, daß sie in Amerika bald aufgehoben würde; aber nach seiner Ansicht konnte das allmählich und auf friedlichem Wege geschehen (M. 2, 261).

II. Das Empire und die anderen Mächte.

Wenn Tennyson über die Grenzen des Britischen Reiches hinaus sieht und Umschau hält, mit welchen Freunden und Feinden England zu rechnen hat, dann ist es ihm eine Beruhigung, daß sich im Westen die Amerikaner zu einer mächtigen Nation entwickeln; denn in ihnen sieht er Landsleute, die durch Abstammung und Sprache eng mit der alten Heimat verbunden sind (vgl. "Hands all round" 1852 Str. 4). Der Ton, in dem er von Amerika spricht, verrät hohe Achtung für seine aufblühende Macht. Es ist sein sehnlichster Wunsch, daß brüderliche Gesinnung die beiden Völker verbinde (M. 3, 31; 3, 261) und Amerika in ein Bündnis mit dem Britischen Reich eintrete (M. 3, 220).

In der gespannten Lage zu Beginn des Jahres 1852 scheut er sich nicht einen dringenden Hilferuf über den Ozean zu senden. Die „Riesentochter des Westens" soll der Mutter beistehen und nicht zulassen, daß England allein gegen Tyrannenmacht kämpfen muß (Hands all round Str. 4). Was Tennyson hier unter dem Druck einer Notlage ungehemmt ausspricht, war doch auch in ruhigeren Zeiten einer seiner Lieblingsgedanken, auf den er öfters zurückkommt.

Ob sein Wunsch nach einem engen Zusammenarbeiten der angelsächsischen Nationen seine Ansicht über den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg beeinflußt hat, läßt sich schwer sagen; vielleicht hätte er anders darüber geurteilt, wenn er ihn als Zeitgenosse erlebt hätte; jedenfalls hat er sich mit der Loslösung der Amerikaner vom Mutterland abgefunden; und nicht nur das, er stellt sogar fest, daß sie sich gegen ein gesetzwidriges Ansinnen gewehrt hätten, daß also das Recht auf ihrer Seite war; in echt englischem Geiste hätten sie mit der Heimat um die Anerkennung ihrer Rechte gekämpft (England and America in 1782). Diese Anschauung, die Tennyson 1871 ausspricht[1]), war keine flüchtige Laune: fünfzehn Jahre später wiederholt er sie in der Ode auf die Kolonialausstellung, wo er von der Sünde der Väter spricht, die aus engherziger Gesinnung und ohne weitschauenden Blick die Amerikaner dazu trieben sich vom Mutterlande loszusagen (Str. III).

Nur einmal kehrt sich die freundschaftliche Gesinnung Tennysons für Amerika in das Gegenteil. Das geschieht zu der Zeit, als die Union Schadenersatz verlangte für die Werte, die der Kreuzer Alabama und andere Kaperschiffe im Dienste der Südstaaten während des großen Bürgerkrieges vernichtet hatten. MacCarthy, der versucht ein klares Bild von der verwickelten

1) Nach einer Bemerkung im M. 3, 98 schickte er das Gedicht im November 1871 nach Amerika.

Rechtslage zu geben, kommt zu dem Schluß, England sei schadenersatzpflichtig gewesen, allerdings hätten die Amerikaner ihre Ansprüche weit überspannt (IV, 155—166). Tennyson ist gegen die Bewilligung der amerikanischen Forderung und mahnt Gladstone eindringlich sie abzuweisen; er droht, er werde das Beispiel Hampdens nachahmen und sich weigern verfassungswidriges „Schiffsgeld" zu zahlen (M. 3, 100). Noch 1883, als die Angelegenheit längst durch ein Schiedsgericht erledigt war, erklärte er als Amerikaner würde er sich schämen Geld in dieser Sache zu nehmen (M. 4, 26).

Aber seine Mißstimmung bleibt Episode; in einem Brief vom März 1885 spricht er wieder seinen alten Wunsch aus, daß das natürliche Band des Blutes und der Sprache die beiden Nationen immer enger verbinden möge (M. 4, 45); und im August 1889 verwahrt er sich nachdrücklich gegen Gerüchte, die von seiner angeblichen Abneigung gegen die Amerikaner umlaufen (M. 4, 95).

Von der Einstellung Tennysons gegen Frankreich läßt sich nicht das gleiche behaupten wie von seiner Gesinnung gegen Amerika, die während seines Lebens im wesentlichen dieselbe geblieben ist. Freundschaftliche Beziehungen, ja ein enges Zusammenwirken mit dem Nachbarn, von dem England nur durch den schmalen Aermelkanal getrennt ist, mußten ihm als das ideale Verhältnis zwischen den zwei Nationen erscheinen. Aber die Franzosen machten es ihm schwer an die Dauer eines solchen Zustandes zu glauben. War doch Frankreich das klassische Land der Revolutionen, in deren Verlauf immer wieder der nationale Gedanke dazu neigte, in ehrgeizige Eroberungspläne auszuarten und so das Dasein der anderen Völker zu bedrohen.

Tennyson war noch zu jung gewesen um den unvergleichlichen Siegeslauf Napoleon I. und seinen jähen Sturz bewußt mitzuerleben (vgl. M. 1, 29); aber der Eindruck, den die Taten des großen Kaisers auf den jungen Dichter machten, war so stark, daß er ihn in dem Sonett "Buonaparte" niederlegte. Die Erregung über die Gefahr, die damals England von dem Welteroberer drohte, wie die Freude über die englischen Siege spiegelt sich deutlich in den knappen Versen wieder.

In ihm selbst lebte der gleiche Wille wie in den Vorfahren, sich mit aller Macht gegen französische Angriffe zur Wehr zu setzen; das zeigte sich, als bei einem Gespräch die Rede darauf kam, daß im Zeitalter des Dampfschiffes ein Einfall der Franzosen viel leichter möglich sei als in den Tagen Napoleons I.; da sagte Tennyson, sie sollten nur kommen, sie würden zerschmettert werden (M. 2, 52).

Die Macht des ersten Napoleon hatte England gebrochen. Um die Jahrhundertmitte schien es, als ob es von neuem zu schweren Kämpfen mit Frankreich kommen könnte. Durch einen kühnen Staatsstreich war Napoleon III. Kaiser der Franzosen geworden. Was war einem Manne, der einer solchen Intrige fähig war, nicht alles zuzutrauen! Eine Welle der Empörung, der ein gut Teil Mißtrauen gegen den neuen Herrscher beigemischt war, ging durch England. Tennyson wurde mitgerissen. Als im Oberhaus zur Besonnenheit gemahnt wurde, veranlaßte ihn die Erregung über die vermeintliche Feigheit der Lords zu dem Gedicht "The Third of February 1852". Es ist darin viel von der Freiheit die Rede, für die England zu allen Zeiten eingetreten sei; aber daneben klingt ein andrer Ton durch: die Sorge vor kriegerischen Gelüsten des neuen Herrschers. Noch offener kommt das zum Ausdruck in anderen Gedichten aus dieser Zeit. In "Hands all round" wendet er sich hilfesuchend an Amerika; "Britons guard your own" ruft die eigenen Landsleute auf, die kriegerischen Tugenden der Vorfahren aufs neue zu bewähren und einen möglichen Einfall mit aller Kraft abzuwehren.

Kurze Zeit darnach ist seine Gesinnung gegen Frankreich ganz anders geworden. Der Krimkrieg hat die beiden Nationen zusammengeführt. Freudig begrüßt Tennyson die neue Waffenbrüderschaft, die am Almafluß ihre Feuertaufe bestanden hat; das Band, das der Krieg zwischen England und Frankreich geknüpft hat, soll nicht mehr zerreißen, sondern durch edlen Wettstreit um friedliche Ziele zu einer dauernden Gemeinschaft führen; (vgl. M. 2, 147; nur die erste Strophe stammt von T. selbst, aber es sind doch auch die folgenden in seinem Geist geschrieben).

Allerdings glaubt Tennyson wenige Jahre später Grund zu haben der neuen Freundschaft nicht mehr recht zu trauen. 1859 war ein Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich ausgebrochen. Da sieht Tennyson, der England bedroht glaubt, auf einmal in Frankreich einen Verbündeten, bei dem nur „der Teufel weiß, was er im Sinne hat" (Riflemen Form! Str. 4). Die Stimmung des Krimkriegs ist verflogen, das alte Mißtrauen gegen den neuen Freund ist wieder wach geworden.

Ueber den Beginn des deutsch-französischen Krieges liegt uns nur eine kurze Bemerkung vor, daß Tennyson seine Familie davon unterrichtet (M. 3, 88). Im Februar 1871 unterstützt er die Arbeiten eines Londoner Ausschusses zur Linderung der Not in Paris (M. 3, 92); man darf wohl annehmen, daß rein menschliche Gefühle ihn dazu bewegt haben. Nach dem Krieg bewundert er die Kraft, mit der sich das besiegte Volk emporarbeit (M. 2, 110).

In eine ferne Zukunft weist das Gedicht an Victor Hugo, wo er dem Wunsch Ausdruck verleiht, England und Frankreich, ja alle Menschen möchten ein einziges Volk werden, bevor die Geschichte des Menschengeschlechtes abgelaufen sei. Trotz solcher Friedensträume hält er in der rauhen Gegenwart ein gesundes Mißtrauen für ratsam und ist sich mit Ruskin einig in der entschiedenen Ablehnung eines geplanten Kanaltunnels (M. 3, 219).

Die Aeußerungen Tennysons über Deutschland sind im Vergleich zu denen über das benachbarte Frankreich spärlich. Das ist weiter nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß Deutschland bis zum Jahre 1870 für das Ausland fast nur ein geographischer Begriff war; es zerfiel in viele Staaten von mittlerem, teilweise recht geringem Umfang, die lose verbunden waren in dem schwerfälligen deutschen Bund; dessen geringe Macht konnte weder im Guten noch im Bösen das Schicksal der umliegenden Länder ernstlich beeinflussen. Daraus erklärt sich leicht, daß sich Tennyson über das Verhältnis Englands zu Deutschland nicht ausführlich äußerte.

Eine Stelle aus dem Gedicht "The Third of February 1852" zeigt, wie er die Macht des Deutschen Bundes einschätzt; es heißt dort, England sei kein deutscher Kleinstaat, der ohnmächtig und schweigend dulden muß, daß ein Despot sein Volk der Freiheit beraubt (Str. 3); mit aller Schärfe ist der Gegensatz zwischen dem mächtigen Britischen Reich und den hilflosen deutschen Kleinstaaten betont.

Wenn einige Jahre später Tennyson auf Wunsch der Königin zur Vermählung der englischen Kronprinzessin mit dem preußischen Kronprinzen zwei neue Strophen für die englische Nationalhymne dichtet (M. 2, 192) und darin den Wunsch ausdrückt, Gott möge den Hochzeitstag segnen und die beiden Länder befreundet erhalten, so wird man dem Inhalt dieser offiziellen Dichtung kein allzu großes Gewicht beilegen dürfen[1]).

Von größerer Bedeutung ist es, wenn Tennyson im August 1889 in einem Brief an die Königin davon spricht, wie sehr es zu begrüßen wäre, daß der Besuch des deutschen Kaisers so befriedigend verlaufen sei, vor allem im Interesse der beiden Nationen, die durch Verwandschaft zu eng verbunden seien um nicht entweder treue Brüder oder Todfeinde zu sein; er fügt die Frage hinzu: was könnten sie als Brüder nicht alles tun für die Welt? (M. 4, 190). Der Ton ist jetzt ein anderer als 1852; er

1) Die scharfen Worte Fehrs über "Tennyson, der seit 1850 als Poeta laureatus von Zeit zu Zeit laut schmetternde patriotische Fanfarenstöße offiziell in die Welt hinaus tönen lassen muß", (S. 165) sind doch wohl zu schroff.

spricht mit Achtung von dem emporstrebenden Deutschen Reich, er wünscht einen Bund der zwei Nationen, deutet allerdings auch an, zu welch erbittertem Kampf es zwischen ihnen kommen kann, wenn die bestehenden Gegensätze nicht ausgeglichen werden.

Aehnlich wie bei Deutschland hatte Tennyson wenig Anlaß sich mit Rußland als künftigem Freund oder Feind zu befassen. Die Zeiten, wo die zwei Großmächte in Asien mit ihren Interessensphären zusammenstießen, schienen noch fern. Das große Reich im europäischen Osten ist für Tennyson vor allem das Land des Absolutismus (vgl. Abschnitt III); unmittelbare außenpolitische Beziehungen zum Britischen Reich scheinen ihm nicht vorhanden zu sein. Den Krimkrieg etwa betrachtete er als einen Kampf gegen Despotenmacht; er sieht nicht, daß er für England eine notwendige Abwehr gegen das Vordringen Rußlands nach Indien war.

Der Wunsch, den der Dichter am Schluß des Willkommgedichtes an Marie Alexandrowna ausspricht, es möge zwischen dem englischen und dem russischen Volk immer wahrhafter, ehrlicher Friede sein, ist sicher aufrichtig gemeint. Doch wird durch solche Gedanken seine Sorge um den Bestand des Empire nicht eingeschläfert und 1886 muß er auf die Gefahren hinweisen, denen Indien durch russische Umtriebe ausgesetzt ist (Locksley Hall Sixty Years After V. 115 ff.).

Die Anschauungen Tennysons über den Krieg und über die Beziehungen Englands zu den andern Mächten zeigen, wie er es unter gewissen Voraussetzungen für erlaubt, ja für notwendig hält, die Entscheidung der Waffen anzurufen. Er stellt sich nie auf die Seite derer, die den Frieden um jeden Preis erhalten wollen (vgl. M. 2, 170), und schleudert ihnen in "Maud" bittere Worte der Anklage entgegen (Part I, X, 3). Die Welt seiner Zeit zeigt ihm noch kein harmonisches Zusammenleben aller Menschen und gerade wer mithelfen will, daß einmal Freiheit und Gerechtigkeit auf Erden herrschen, der muß sich bereit halten der Gewalt entgegenzutreten; wer es nicht tut, fällt ihr zum Opfer (The Charge of the Heavy Brigade, Epilog).

Doch Tennyson müßte keine zarte Dichterseele besitzen, wenn nicht zu allen Zeiten eine tiefe Sehnsucht nach Frieden zwischen den Völkern in ihm lebendig wäre. Aufrichtiger Wunsch nach Frieden und Bereitschaft in der Notwehr zu den Waffen zu greifen mischen sich in den letzten Strophen von "Love Thou Thy Land". Der Held von "Locksley Hall" sieht im Geist die Menschheit unter einem gemeinsamen Gesetz leben (V. 130). Der Dichter in "The Golden Year" träumt von einer Zukunft,

wo die Menschen brüderlich nebeneinander wohnen werden. Das Neujahrslied aus "In Memoriam" spricht den Wunsch aus, es möge bald die Zeit kommen, die keine Kriege mehr kennt. Ganz natürlich werden solche Hoffnungen durch die Weltausstellung von 1862 neu belebt. Das Sonett an Victor Hugo drückt sogar die Erwartung aus, daß selbst die feindlichen Brüder England und Frankreich sich einmal als ein Volk fühlen werden. Ausdrücklich verteidigt sich der Dichter 1885 gegen den Vorwurf, er liebe den Krieg, und er läßt nicht ab von der Hoffnung, daß einst ein brüderlich gesinntes Menschengeschlecht in Frieden säen und ernten werde (Heavy Brigade, Epilog). In das düstere Zeitbild, das er in "Locksley Hall Sixty Years After" entwirft, leuchtet der Gedanke an eine kriegiose Zukunft wie ein freundlicher Lichtstrahl hinein (V. 165 ff.).

Als ein wichtiges Mittel jene Zeit des ewigen Friedens herbeizuführen erscheint ihm der Handel. Die Schiffe sollen die Erzeugnisse aller Zonen gegenseitig austauschen und dazu beitragen, daß die Völker einander kennen lernen (The Golden Year). Wenn durch weitschauende Staatsmänner der Handel von allen Hemmungen befreit wird, wenn die Zollschranken an den Grenzen fallen (Ode zur Weltausstellung V), dann werden die Beziehungen zwischen den Völkern immer enger werden; es werden goldene Bänder zwischen ihnen geknüpft, die vielleicht die Staaten vom Krieg zurückhalten (Heavy Brigade, Epilog).

Wenn auch der Handel friedensfördernd wirkt, so müssen doch daneben andere Wege begangen werden um das Ziel der Völkerverständigung und -verbindung zu erreichen. So wünscht Tennyson, daß eine allgemeine Abrüstung der Flotten und Heere durchgeführt werde (Ode zur Weltausstellung V), oder daß die Vernunft die Menschen zusammenführe und sie zur Bildung eines Weltparlaments veranlasse (Locksley Hall V. 128). Offenbar hat er dabei das Britische Reich als Muster vor Augen und glaubt, es könne in ähnlicher Weise ein loser und doch mächtiger Staatenbund gebildet werden, der in einer Versammlung von Vertretern aller Länder der Erde die gegensätzlichen Interessen erörtern und ausgleichen werde.

Mit dem Vorschlag sich von der Vernunft leiten zu lassen und auf parlamentarischem Wege einen Zusammenschluß zu erstreben, deutet Tennyson an, was er bei andern Gelegenheiten schärfer ausgesprochen hat, daß nämlich der Völkerfriede im Grunde von einer Sinnesänderung der Menschen abhängt. Einige bittere Verse in "Maud" zählen das Heer der Leidenschaften auf, Eifersucht, Stolz, Habsucht, Ehrsucht, die Quellen von Furcht und Haß, die so viele Kriege verschuldet haben (Part I, X, 3). "Locksley Hall Sixty Years After" nimmt diesen Gedanken auf,

wenn es dort heißt, daß die Tigerwildheit im Menschen gebändigt, seine Leidenschaften besiegt sein werden, wenn die Zeit des wahren Friedens gekommen ist (V. 167 f.). Ein neuer Geist muß in den Menschen erweckt werden; daß nicht jeder möglichst viel für sich erraffen darf, auf Kosten der andern, sondern daß nur dann das Wohl des einzelnen gesichert ist, wenn er auf seine Mitmenschen die gebührende Rücksicht nimmt und das Wohl aller zu fördern gewillt ist, dieser Gedanke muß in allen Völkern lebendig werden (The Golden Year; Ode zur Weltausstellung V); in der reinsten Form wird sich die neue brüderliche Gesinnung als Liebe zeigen, die die ganze Menschheit umfaßt (Heavy Brigade, Epilog).

Freilich, je älter der Dichter wird, desto weiter rückt für ihn die Zeit hinaus, wo der Mensch die niederen, egoistischen Triebe in sich überwunden haben wird. So bleibt ihm nur die Hoffnung, daß die Geschichte der Erde noch Millionen Jahre dauern wird und an ihrem Ende alle Völker ihre Stimmen zu einem gewaltigen Chor vereinigen werden, der verkündet, daß der Mensch vollendet ist (The Dawn; The Making of Man).

Der Optimismus, mit dem Tennyson an eine Höherentwicklung des Menschengeschlechts in der Zukunft glaubt, ist das notwendige Gegengewicht zu den düsteren Gedanken, die der Anblick der Gegenwart in ihm auslöst. Er kann es nicht ertragen, daß für alle Zeit so schlimme Zustände auf der Welt herrschen sollen, und so greift er die Entwicklungslehre auf, die die Naturwissenschaft einleuchtend gemacht hatte, verallgemeinert und überträgt sie auf das Gebiet der Menschheitsgeschichte (Vgl. dazu Fehr, S. 167; Aronstein, S. 74 ff.).

III. Die Aufgabe des Empire: die Verwirklichung des Freiheitsgedankens.

1. Tennysons Freiheitsideal; seine Stellung zu den Freiheitsbewegungen in den andern Ländern.

Es wurde schon angedeutet, daß Tennyson wohl immer für den Gedanken des Empire eingetreten ist, daß er aber niemals einen reinen Machtstaat wollte, sondern die Berechtigung des Britischen Reiches in der Erfüllung von Kulturaufgaben sah; das Empire sollte die stärkste Macht "for good and for freedom" werden (M. 3, 220). England ist für ihn das Land der Freiheit und hat die Aufgabe dieses herrliche Gut immer weiter zu verbreiten im eigenen Reich und in der weiten Welt. So wird der Freiheitsgedanke die notwendige Ergänzung der imperialistischen Idee; er gibt ihr erst die innere Berechtigung.

In einem seiner besten Jugendgedichte, "The Poet", hat Tennyson seine hohe Auffassung von der Freiheit kundgegeben. Mit begeisterten Worten schildert er, wie es die große Sendung des Dichters ist, der Freiheit einen Weg zu bereiten dadurch, daß er die Samen zum Reich der Wahrheit auf Erden ausstreut. Er ist dazu berufen durch seine besondere Natur, vor allem durch die seherische Kraft, die ihn das Wunder des ewigen Willens erkennen läßt. Erst wenn die Ideen des Dichters viele Herzen durchdrungen und veredelt haben, und die Wahrheit in ihnen aufgeleuchtet ist, dann ist die Welt reif, daß die Freiheit erscheine. Alte Satzungen und Formen werden zerfallen, ohne daß Blut fließt; aber nicht, damit keine Ordnung mehr sei, sondern damit die Freiheit durch Worte der Weisheit herrsche. Aufgabe der Menschen ist es dann sich von den weisen Worten, die donnergleich aus dem Munde der Freiheit kommen, leiten zu lassen.

Es ist bemerkenswert, wie der junge Dichter der Gestalt der Freiheit majestätische, ernste, ja strenge Züge verleiht, wie er betont, daß die Menschen, auch wenn die Zeit der Freiheit gekommen ist, unter dem Gesetz, allerdings unter dem Gesetz der Weisheit, leben werden. Wohl verspricht er ihnen, daß sie frei werden sollen von überlebten, sinnlosen Herrschaftsformen, daß keine dunklen Mächte mehr über sie Gewalt bekommen sollen; aber er vergißt nicht sie daran zu erinnern, daß sie immer Pflichten zu erfüllen haben werden, daß es immer ein hohes Gesetz gibt, dem sie sich unterordnen müssen. Bei aller Begeisterung berauscht er sich nicht an klangvollen Worten, sondern ist sich immer bewußt, daß Freiheit für den Menschen die Möglichkeit bedeutet wirklich ein Mensch zu werden; dazu kann ihm nicht das Wegfallen aller Schranken helfen, sondern nur "self-reverence, self-knowledge, self-control" (Oenone).

Was hier der Dichter mit dem Feuer der Jugend sich und seinen Mitmenschen verspricht, von sich und ihnen fordert, ist in seinem Leben Leitstern seines Handelns geblieben. Nie hat er den Glauben an ein kommendes Reich der Freiheit verloren, mag es ihm auch durch Erfahrungen klar geworden sein, daß die Menschen noch einen langen Weg vor sich haben, ehe es aufgerichtet werden kann.

Die wirklichen politischen Verhältnisse seiner Zeit blieben weit hinter dem Idealbilde zurück, das er geschaut hatte. Doch glaubt Tennyson für sein Heimatland den Ruhm in Anspruch nehmen zu dürfen, daß sich hier seit langer Zeit eine Entwicklung angebahnt hat, die es allmählich zu einem Reich der Freiheit machen wird. Denn immer hat es in seiner Geschichte Männer gegeben, die seine äußere Unabhängigkeit verteidigten, und

andere, die die freiheitliche Entwicklung im Inneren gegen despotische Uebergriffe erkämpften.

Weil Tennyson wünscht, daß sich die andern Nationen ebenso der Freiheit erfreuen mögen wie England, erfüllt ihn die Nachricht, daß sich ein Volk gegen seinen fremden Herrn erhoben hat, mit aufrichtiger Freude, die er in begeisterten Versen ausströmt. Schon in der ersten Gedichtsammlung, die er mit seinem Bruder Charles veröffentlicht, findet sich eine feurige Ermahnung an die Griechen sich ihrer Vergangenheit zu erinnern, an die Zeit zu denken, wo sie siegreich gegen persische Uebermacht kämpften, sich der Vorfahren würdig zu erweisen durch einen mutigen neuen Freiheitskampf; ruhmvoll glänzt Griechenlands Name in der Geschichte, doch die neuere Zeit kann nur von seiner Knechtschaft und Schande melden; aber keine Stimme soll einer Nation so teuer sein wie der Kriegsgesang der Freiheit, der die Tapferen ruft (Exhortation to the Greeks; abgedr. Cambridge Edition S. 776).

Bald darauf ruft er in ähnlicher Weise den Polen die großen Namen ins Gedächtnis, die in ihrer Geschichte leuchten, und feuert sie an die Fesseln zu sprengen, mit denen sie an Rußland geschmiedet sind[1]). Als der Aufstand mißlungen war, beklagte er mit bewegten Worten den unglücklichen Ausgang und bedauerte, daß England beiseite gestanden hatte statt dem Rechte zu helfen (Poland).

Wie der junge Tennyson mit begeisterten Worten den Freiheitskampf eines Volkes begleitet, so ist auch im reifen Dichter das Gefühl lebendig, daß jede Nation ein Recht auf Freiheit hat. Montenegro ist zwar das kleinste der Völker, aber doch ein „Felsenthron der Freiheit"; vor seinen furchtlosen Scharen müssen die Türken zu Tausenden fliehen (Montenegro).

In all diesen Gedichten tritt Tennyson für einen Gedanken ein, der sich im Lauf des 19. Jahrhunderts immer mehr der Geister bemächtigt und sich auch im politischen Leben großenteils durchsetzt, für die Forderung, daß kein Volk einen fremden Herrscher über sich zu dulden brauche, sondern ein Recht darauf habe sich selbst zu regieren, in einem eigenen Staat zu leben; es ist der Gedanke des Nationalstaates, den sich Tennyson zu eigen macht (vgl. M. 3, 220). England stand dieser Bewegung im ganzen freundlich gegenüber; freilich, soweit wie der Dichter, der eine Unterstützung der Polen fordert, wollte die englische Regierung nicht gehen.

Aus der Geschichte des eigenen Landes weiß Tennyson, daß die äußere Unabhängigkeit zwar die wichtigste Bedingung

1 Sonnet written on hearing of the outbreak of the Polish Insurrection; abgedr. Cambridge Edition S. 789.

der inneren Freiheit ist, daß aber ein nach außen selbständiges Volk nicht zugleich im Inneren frei zu sein braucht; es kann unabhängig von einer fremden Macht und doch von einem Tyrannen beherrscht sein; Beispiele glaubt Tennyson in seiner Zeit genug zu finden und wo immer für wahre Freiheit gegen Despotenmacht gekämpft wird, ist er ein aufmerksamer Beobachter und ein mitfühlender Freund. In seiner Jugend reiste er selbst mit Hallam nach Spanien um den dortigen Aufständischen in England gesammelte Geldmittel zu bringen (M. 1, 80 ff.; Ritchie S. 29 f.). Blieb auch der Bewegung der Erfolg versagt, so war es doch eine edle Tat, die den Dichter ehrt.

Aus dem Revolutionsjahr 1848 erzählt Mrs. Rundle Charles, daß er sich immer sehr für die italienische Freiheitsbewegung interessiert habe (M. 2, 39). Das Hauptereignis des Jahres 1864 ist denn auch der Besuch Garibaldis. Farringford, wo der Dichter damals wohnte, bereitete dem italienischen Freiheitshelden einen begeisterten Empfang. Tennyson unterhielt sich lange mit ihm, gab ihm aber bezeichnenderweise den guten Rat in England nicht über Politik zu sprechen (M. 2, 269 ff.).

Zu den großen Freiheitsbewegungen, denen er immer lebhafte Teilnahme entgegenbrachte, zählt anscheinend die deutsche Revolution von 1848 nicht. Er nennt sie ein „elendes Plagiat" (M. 2, 39). Offenbar will er damit ausdrücken, daß sie nur eine geistlose Nachäffung ihrer Vorläufer in Frankreich und anderen Ländern gewesen sei. Es bedarf keiner weiteren Ausführungen, wie sehr eine solche Auffassung an den äußeren Vorgängen haften bleibt und wie wenig Verständnis für die geistigen Bewegungen im damaligen politischen Leben Deutschlands sie verrät. Das schroffe Urteil Tennysons ist um so auffallender, als er wenigstens eine Ahnung von freiheitlichen Regungen in Deutschland haben mußte; er schrieb im November 1846 an Freiligrath, der einige seiner Gedichte übersetzt hatte, er hätte schon lange von ihm als einem berühmten deutschen Dichter und Freiheitssänger gehört (M. 2, 31).

Bemerkenswert sind die Aeußerungen Tennysons über das Land, in dem der Ruf nach Freiheit jeweils am lautesten ertönte, über Frankreich. Es konnte ihm nicht gleichgültig sein, in welcher Verfassung sich der England benachbarte Staat befand; es wäre ihm gewiß lieb gewesen, wenn in Frankreich eine ruhige freiheitliche Entwicklung eingesetzt hätte; statt dessen loderte dort von Zeit zu Zeit eine Revolution auf, deren schließliches Ergebnis war, daß ein ausgesprochener Despot die Freiheit des Volkes unterdrücken und die Macht des Staates zu eigensüchtigen Zwecken mißbrauchen konnte. Einem Volk, dessen Verhältnisse so heftigen Schwankungen unterworfen waren, das gleiches Recht

für alle Menschen forderte und dann Gestalten wie Napoleon I. und später seinem Neffen zujubelte, konnte Tennyson nicht zugestehen, daß es die wahre Freiheit besitze. Mehr oder minder deutlich hat er in verschiedenen Gedichten seine Abneigung gegen das Sprunghafte im französischen Wesen ausgesprochen. Enthalten einige Verse (149—156) in "The Palace of Art" eine versteckte Anspielung auf die große Revolution, in der das Recht des unterdrückten Volkes sich zu erheben anerkannt, die nachfolgende Entartung aber verurteilt wird, so läßt das viele Jahre nachher erschienene Gedicht "Aylmers Field" erkennen, daß Tennyson seine Anschauung nicht geändert hat. Die Handlung ist in das Jahr 1793 verlegt; das gibt dem Geistlichen in seiner Totenpredigt Gelegenheit, mit Abscheu von dem schrecklichen Blutbad zu sprechen, das man in Frankreich im Namen der Freiheit angerichtet hat (V. 760 ff.; vgl. auch Locksley Hall Sixty Years After V. 89 f.).

Zum Teil war das Wiederaufleben der Erinnerung an die Revolution von 1789 wohl verursacht durch neue Umwälzungen in Frankreich, die Tennyson als Zeitgenosse erlebte; welchen Eindruck sie auf ihn machten, zeigen einige Verse, die er 1850 in eine neue Ausgabe des Gedichts "The Princess" einfügte (Conclusion V. 58 ff.). Collins bemerkt dazu, sie enthielten eine ebenso wahrheitsgetreue wie sarkastische Beschreibung der Februarrevolution 1848 (S. 268). Auch einige Zeilen aus "In Memoriam" spotten über die „schoolboy heat" und „blind hysterics" der Gallier (CIX, 4). Noch schroffer wird die Sprache Tennysons nach dem Staatstreich Napoleons III. Es scheint ihm, als ob die Franzosen nur darauf aus wären, die weitgesteckten Ziele ihres kriegerischen Ehrgeizes zu erreichen, wofür sie auf das wichtigste Gut des Menschen, die Freiheit, verzichten (Hands all round, Str. 3; vgl. auch Britons guard your own, Str .9).

In dem späten Gedicht "Beautiful City" faßt er seine Ansichten über das Wesen französischer Revolutionen zusammen: von Paris, dem Zentrum und Krater der europäischen Verwirrungen, ging zwar immer ein leidenschaftlicher Schrei nach Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit aus, aber oft brachte die Revolution in ihrem Verlauf nur einen Rückfall in frühere Entwicklungsstufen.

Schien in Frankreich die Entwicklung immer in einem steilen Auf und Nieder zu verlaufen, so lag über Rußland lange Zeit eine unheimliche Ruhe, die Starre eines autokratisch regierten Landes. Tennyson scheint wenig Hoffnung zu haben, daß dort jemals die Sonne der Freiheit aufgehen werde, wenn er in dem Sonett "Poland" von dem "icy-hearted Muscovite" spricht, der seine Untertanen nach seiner Laune regiert. Noch 1852 ist ihm

die Peitsche das passende Sinnbild für die russische Herrschaft (Hands all round, Str. 2). Natürlich erscheint ihm in der Stimmung des Krimkrieges der Zar erst recht als der große Despot (Maud, Part III). 1863 ist er entrüstet über die neuen Gewalttaten, mit denen Rußland die Freiheit der Polen unterdrückt (M. 2, 261).

Als er zur Vermählung der Prinzessin Marie Alexandrowna ein Willkommgedicht verfaßt, ist er ehrlich genug an die Zeit des Krimkriegs zu erinnern, doch freut es ihn, daß sich inzwischen in Rußland manches geändert hat; der neue Herrscher hatte die Leibeigenen zu freien Männern gemacht. Eine persönliche Begegnung mit dem Zaren im Jahre 1883 verläuft harmonisch, leider sind die Bemerkungen darüber dürftig (M. 4, 11).

Jedenfalls ist Tennyson noch 1888 überzeugt, daß Rußland von einer Demokratie weit entfernt sei; der Nihilismus werde dort erst aufhören, wenn der Zar dem Volk Vertrauen schenke, auf die Gefahr hin sich den Haß des Adels zuzuziehen; er könne die Forderungen der liberalen Führer umso leichter bewilligen, als sie gemäßigt seien (M. 4, 84). Die Nachricht von Judenverfolgungen veranlaßt ihn 1891 zu einem Brief, in dem er die vorgefallenen Ereignisse als einen Schandfleck für Rußland und seine Kirche bezeichnet und es kaum für möglich hält, daß der Zar davon objektiv unterrichtet sei (M. 4, 127).

2. England als das Land der Freiheit.

A. Der Staat.

Aus der Art, wie Tennyson zwischen den Freiheitsbewegungen bei andern Völkern unterscheidet, können wir schließen, in welcher Weise er die Freiheit in seinem Heimatland verwirklicht sehen will; Voraussetzung dafür ist die äußere Unabhängigkeit, die erkämpft oder gesichert werden muß; sie soll die Grundlage bilden für eine ruhige gleichmäßige Entwicklung, die immer weiteren Kreisen des Volkes entsprechend ihrer fortschreitenden Reife Anteil an der Freiheit gewährt.

Er wünscht also weder das starre Festhalten an überlieferten Herrschaftsformen, die in einer neuen Zeit ihren Sinn verloren haben und nur den Interessen eines kleinen Kreises dienen, noch das überstürzte Niederreißen aller Schranken, wenn die von alten Bindungen gelösten Massen mit ihrer neuen Freiheit nichts anfangen können. Der rechte Weg liegt nach seiner Ueberzeugung in der Mitte zwischen den Extremen. Immer wieder spricht er diesen Lieblingsgedanken aus: so wie die Natur langsam, doch unablässig neues Leben hervorbringt, es wachsen, reifen und vergehen läßt, so soll sich auch der Staat in seinen

Formen dauernd, doch schrittweise ändern, sich neuen Verhältnissen anpassen ohne das gute Alte vorzeitig abzustoßen [1]).

Diese beste Art die Menschen allmählich an immer größere Freiheit zu gewöhnen glaubt er in der englischen Geschichte verwirklicht zu sehen. Von den Rechten, die der Mensch im Namen der Freiheit fordern darf, ist ihm die Freiheit der Person in England seit langem gewährt; bei den Griechen und Römern, so glanzvoll sich ihre Kultur in Parthenon und Kapitol verkörpert, bleibt es doch immer zu bedauern, daß Sklavenarbeit die Grundlage für das Leben der Freien bildete (Freedom III); England kann sich rühmen sehr früh diese unwürdige Einrichtung beseitigt zu haben.

Zum freien Mann gehört das freie Wort. Tennyson ist stolz darauf, daß in England jeder frei aussprechen kann, was er denkt. Er wacht eifrig darüber, daß das Recht der Meinungsfreiheit nicht geschmälert wird; in vielen Gedichten setzt er sich dafür ein; schon in "You ask me . . ." spricht er es aus: sollte einmal die Zeit kommen, wo es als Verbrechen gilt seine Meinung zu sagen, so würde er auswandern, selbst wenn die Macht und der Reichtum Englands dann unermeßlich groß sein sollten. 1852 verteidigt er die Freiheit der englischen Presse gegen die Lords, die zur Zurückhaltung aufgefordert hatten (The Third of February). Aehnliche Gedanken drückt das Gedicht "Britons guard your own" aus; dem Frankreich, in dem durch Napoleons geschickte Lügen die Freiheit des Volkes unterdrückt ist, stellt er England gegenüber, wo die freie Rede das Recht eines jeden Mannes ist (Str. 4, 5).

Freilich, eine gewissenlose Hetze, deren Ergebnis nur sein kann, daß ein Teil des Volkes dem Ganzen entfremdet und vielleicht zu unüberlegten Handlungen fortgerissen wird, wollte Tennyson niemals gutheißen; die Extreme verurteilte er in schroffster Form (Of old sat Freedom . . ., Str. 6). Wer etwas sagen wollte, sollte es zuvor wohl erwogen haben, dann durfte er verlangen gehört und beachtet zu werden.

Zu den Rechten des freien Mannes gehört es schließlich, daß er eine gewisse Macht habe sein Wort in die Tat umzusetzen, daß ihm ein Anteil an der Regierung seines Staates gewährt werde. Für den Engländer Tennyson ist das nicht anders denkbar als in der Form der parlamentarischen Demokratie. Gerade in seiner Jugendzeit wurde die Frage wie weit der Kreis der Wahlberechtigten sein solle, leidenschaftlich erörtert [2]) Mit der

1) Vgl. Love Thou Thy Land, Str. 8, 10—12: Freedom VI; M. 4, 35; M. 4, 182; Locksley Hall Sixty Years After V. 129 f.

2) Eine ausführliche Darstellung der Geschichte der Wahlreform von 1832 hat zuletzt Bernhard Guttmann gegeben.

Regelung, wie sie nach heftigen Kämpfen der Parteien in den Gesetzen von 1832 festgelegt wurde, war Tennyson offenbar einverstanden; denn als um Mitternacht die Nachricht, daß sie angenommen seien, nach Somersby kam, rannte er mit einigen Geschwistern in die Kirche und läutete mit aller Macht die Glocken — zum Entsetzen des Pfarres (M. 1, 123).

Es ist nicht ganz leicht zu sagen, ob Tennyson in den Reformgesetzen einen vorläufigen Abschluß oder einen Anfang zu größeren Aenderungen sah; doch dürfen wir aus seinen Erlebnissen und Gedichten jener Zeit schließen, daß es ihm für den Augenblick nicht geraten schien, das Wahlreeht auf die unteren und untersten Schichten des Volkes auszudehnen; er hätte solchen radikalen Forderungen entgegengehalten, daß die breite Masse noch nicht reif sei die Geschicke der Nation mitzuentscheiden. Ein Brief aus jener Zeit an seine Tante ist voll von Befürchtungen für die Zukunft (M. 1, 129 f.). Zwei Wahlschlachten, die er aus unmittelbarer Nähe mit ansah, schildert er anschaulich, aber mit nicht zu verkennenden ironischen Unterton (M. 2, 116, 117); solche Erlebnisse trugen sicher nicht dazu bei, daß er es befürwortete noch weiteren Kreisen das Wahlrecht zuzugestehen. Mit Besorgnis mußte er sehen, wie die Parteien in der Gewährung des Stimmrechtes ein Mittel sahen die Gunst der Massen zu gewinnen.

Zwar scheint er 1866 auf der Seite der Regierung zu sein, die einen in engen Grenzen sich haltende Erweiterung des Stimmrechts vorgeschlagen hatte (M. 3, 23); als aber 1884 wieder und dies Mal eine einschneidende Wahlrechtsreform geplant ist, beklagt er, daß solche grundlegende Verfassungsänderungen nicht wie in den Vereinigten Staaten durch besondere Bestimmungen erschwert sind (M. 4, 33). Er war damals Mitglied des Oberhauses und stimmte für die Regierungsvorlage, nicht weil er glaubte, die Zeit dafür sei gekommen, sondern weil die öffentliche Meinung durch Reden und Versprechungen so erregt war, daß er es für das Klügste hielt, diesem Druck nachzugeben (M. 4, 33). Um die zu befürchtenden schlimmen Folgen einigermaßen abzuschwächen, dringt er in einem Brief an Gladstone darauf, eine Neueinteilung der Wahlkreise vorzubereiten, damit nicht die radikal gesinnten Städte das gemäßigt denkende Land einfach überstimmen oder der englandfreundliche Norden Irlands dem nach Unabhängigkeit strebenden südlichen Teil der Insel preisgegeben ist (M. 4, 38). Im November 1884 richtet er an den Ministerpräsidenten eigens eindringliche Verse, lieber das Staatsschiff auf einem sicheren Umweg ans Ziel zu steuern als die kürzeste, aber gefahrenreiche Strecke zu wählen, unbekümmert um das Geschrei der Menge (M. 4, 39); ohne Bild gesprochen: Gladstone sollte sich unter

allen Umständen mit den Konservativen verständigen durch Zugeständnisse in der Frage der neuen Einteilung der Wahlkreise. Das schließliche Ergebnis entsprach durchaus Tennysons Wünschen (M. 4, 41 f.).

Was er von einem vernünftigen Wahlrecht erwartet, faßt er in die Worte zusammen: es soll die Auslese von Männern ermöglichen, von denen man annehmen darf, daß sie am besten die Bedürfnisse und Wünsche des Volkes verstehen und Mittel finden sie zu befriedigen (M. 4, 38). Daraus ergibt sich, daß zu den Wahlberechtigten alle die gehören sollen, von denen man voraussetzen kann, daß sie nicht einfach Stimmvieh bilden und jedem zungengewandten Agitator zum Opfer fallen, sondern nach gewissenhafter Prüfung dem Manne ihre Stimme geben, den sie für geeignet halten.

Nach Tennysons Ueberzeugung waren die Massen noch nicht genügend politisch gebildet um einen ihnen gewährten Anteil an der Regierung in der richtigen Weise geltend zu machen; daher fordert er öfters, keine Ausdehnung des Wahlrechtes gutzuheißen ohne vorher für eine entsprechende Erziehung der neuen Wählerschichten zu sorgen. Er hat seine Anschauung in diesem Punkte auf die knappe Formel gebracht: No education, no franchise! (M. 3, 97).

Wiederholt hat er die Besorgnis ausgesprochen, daß die politische Macht in den Händen der Masse Unheil anrichten werde. Er hatte ja vor den Wahlen Gelegenheit zu beobachten, wie ihre politische Willensbildung in Wirklichkeit vor sich ging (M. 2, 116, 117). Auf Grund solcher Erfahrungen kommt er zu seinem Urteil, das im ganzen richtig ist, wenn er es auch in der Erregung des Augenblicks in schroffe Form kleidet.

Er nennt die Masse hirnlos, unvernünftig (Ode auf Wellington VII), und hat nicht unrecht damit. Die Masse ist in den meisten Fällen gar nicht imstande zu beurteilen, wie sich ein geplantes Gesetz für das Land oder für die Beziehungen zu andern Staaten auswirken wird; dazu fehlt ihr die Vorbildung und der weite Blick auf große Ziele; sie vereinfacht und vergröbert, sie sieht nur den augenblicklichen Schaden oder Vorteil, den sie hat, und fordert aus solch enger Einstellung Annahme oder Ablehnung.

Mit dem mangelnden Weitblick der Masse hängt es zusammen, daß sie so leicht der Macht des Schlagwortes erliegt. Mag eine Forderung noch so unsinnig sein, wenn es einem Demagogen gelingt sie auf eine kurze, bestechende Formel zu bringen, so wird er immer einen großen Anhang finden. Auf solche Weise kann es geschehen, daß ehrliche einfache Leute einem routinierten Versammlungsredner, der weit unter ihnen steht, ahnungslos in die Falle gehen; es kann dahin kommen, daß die

Massen Freiheit rufen, während sie durch ihr Geschrei einem Manne zur Macht verhelfen, der ihnen in Wirklichkeit die Freiheit raubt (Locksley Hall Sixty Years After, V. 121—124, 128).

Daß die Menge so leicht mit Schlagworten zu betören ist, hängt zum Teil mit ihrer Denkfaulheit zusammen; aber noch mehr wirken die Schlagworte dadurch, daß sie sich an das Gefühl wenden; sie gaukeln der Phantasie der willigen Hörer lokkende Bilder vor, (vgl. Love Thou Thy Land, Str. 3) sie rufen die Leidenschaften auf und machen damit die Masse zu einer blinden Kraft, zu einem hirnlosen Willen, der kein Gesetz mehr achtet (Freedom IV, VIII). Die rohe Gewalt wird zum Herrn über den Verstand (Locksley Hall Sixty Years After, V. 136). An dem großen Blutbad der französischen Revolution hatte die Welt erfahren, was es heißt, wenn die niederen Triebe in den Massen entfesselt werden.

Es liegt in der Natur der Leidenschaft der Menge, daß sie sich aus geringfügigem Anlaß in ihr Gegenteil verkehrt, daß sich Liebe in Haß verwandelt. Wen die Masse heute als Helden feiert, den kann sie morgen als Verräter verfluchen. Tennyson erinnert an den Herzog von Wellington, dem der Mob am Jahrestag der Schlacht von Waterloo die Fenster einwarf (M. 4, 73).

Die Herrschaft der politischen noch nicht mündigen Masse ist die eine Gefahr, die die Demokratie mit sich bringt; eine andere kann ihr erwachsen aus einer Einrichtung, die in gewissen Grenzen berechtigt und sogar notwendig ist für den Bestand eines demokratischen Staates: gemeint ist die Partei.

Tennyson hat sich während seines ganzen Lebens geweigert sich fest an eine bestimmte Partei zu binden. Die auffallendsten Zeugnisse dafür sind seine Ablehnung der Rektorkandidatur in Glasgow, als er hörte, daß nur die Konservativen ihn dazu vorgeschlagen hätten (M. 3, 241), und ferner die Tatsache, daß er sich im Oberhaus weder den Liberalen noch den Konservativen anschloß, sondern sich freie Entscheidung von Fall zu Fall vorbehielt (M. 4, 33). Mehr vaterländischen und weniger Parteigeist hatte er schon zur Zeit der Chartistenbewegung als ein Gegenmittel angesehen, das größere Wirkung haben würde als gewaltsame Unterdrückung ihrer Anhänger (M. 1, 219). Bezeichnend ist es auch, daß er 1868 seine Stimme Sir John Simeon gab, einmal weil ihm dieser seit langen Jahren bekannt war (vgl. Ritchic, S. 57 f.), dann, weil er als liberaler Katholik der geeignete Mann zu sein schien zwischen den Orthodoxen auf beiden Seiten zu vermitteln (M. 3, 49),

Die Sorge, daß sich der jeweilige Außenminister in seiner Politik durch seine liberale oder konservative Einstellung bestimmen lassen würde, hat ihn sehr beschäftigt (M. 3, 220); mit

Freude bemerkte er, daß Salisbury als Ministerpräsident nur vom Empire sprach und darüber reine Parteiforderungen in den Hintergrund drängte (M. 4, 182).

Gegen die Partei als eine Gruppe von Menschen, die in wichtigen Fragen die gleichen Anschauungen haben und diesen durch ihren Zusammenschluß machtvollen Ausdruck verleihen wollen, konnte Tennyson, der England so gern als das Land der Meinungsfreiheit rühmt, nichts einzuwenden haben. Er hatte ja selbst in seiner Studentenzeit erlebt, welch furchtbare Anregungen eine offene Aussprache über strittige Fragen geben kann. Auf seine Veranlassung wurde in späteren Jahren eine methaphysische Gesellschaft gegründet, in der sich Männer der verschiedensten Richtungen über philosophische und religiöse Fragen besprechen und womöglich einander näherkommen wollten (M. 3, 158 ff.) Auch in Gedichten hat er den Wert der Debatte betont; so heißt es in "You ask me . . .", daß in England jedem Gedanken Gelegenheit gegeben ist, seine Kraft im Streit der Meinungen zu erproben (Str. 4). Aehnlich lautet eine Stelle von "Love Thou Thy Land": jede Aeußerung soll von möglichst vielen Seiten betrachtet werden, damit schließlich etwas zustande komme, was allen gerecht wird (Str. 9).

Es darf nicht verschwiegen werden, daß Tennyson gelegentlich scharfe Worte findet über die großen Reden, denen keine entschlossene Tat folgt; er scheint die Erfahrung gemacht zu haben, daß viele Reden von Parteimännern nicht um der Sache, sondern um der Wirkung willen gehalten werden, daß nicht der ernste Wille zu handeln dahinter steht, sondern nur die öffentliche Meinung zu Parteizwecken beeinflußt werden soll.

Als er eine Sage liest, nach der der Grund der Bucht von Carnarvon einst eine dichtbevölkerte Gegend war, die durch die Unvorsichtigkeit eines Dammwächters einmal nachts plötzlich verschlungen wurde, kann er sich der bissigen Bemerkung nicht enthalten, wieviele politische Bankettredner wohl damals überrascht waren, als der Hummer vor der Suppe erschien (M. 1, 205 f.)! Ganz offen wird es in "Locksley Hall Sixty Years After" ausgesprochen, daß England durch zungengewandte Redner noch untergehen kann (V. 130) und daß es die Pflicht der Parteien wäre, immer der Wahrheit die Ehre zu geben statt als gehässige Nebenbuhler das Reich zugrunde zu richten (V. 119 f.). Auf einen Brief, in dem er um Mitarbeit an einer unionistischen Zeitung gebeten wird, antwortet Tennyson, er glaube, ruhiges entschlossenes Handeln wirke mehr auf die öffentliche Meinung als vieles Reden und Schreiben (M. 4, 95).

Wogegen er sich vor allem wendet, das ist der engstirnige Parteigeist, der ausschließlich das Interesse der eigenen Anhänger

vertritt und darüber vergißt, daß es noch ein Höheres gibt als alle Wünsche der Partei, das Lebensgesetz des Staates. Die einseitigen Menschen, die immer nur die eigenen Anschauungen wiederholen, die den Gegner zuerst nicht verstehen wollen und später nicht mehr verstehen können, weil ihnen der sachliche Blick verloren gegangen ist, sie sind es, die Tennyson mit kläffenden Hunden vergleicht, um deren Gebell sich der nicht kümmern soll, dem das Gemeinwohl mehr am Herzen liegt als Einzelinteressen (Love Thou Thy Land, Str. 22).

Wenn er 1852 seinen Landsleuten zuruft: der ist wahrhaft konservativ, der den verdorrten Zweig abschneidet, der also mithilft veraltete Einrichtungen zu beseitigen (Hands all round, Str. 1), so mahnt er viele Jahre später jene zur Selbstbesinnung, die immer das Wort Fortschritt im Munde führen und dabei nichts tun um offensichtlichen schweren Mißständen abzuhelfen (Locksley Hall Sixty Years After, V. 73—78). Besondere Abneigung muß Tennyson seiner ganzen Natur nach gegen die Parteien empfinden, die auf revolutionärem Wege ihre Ziele erreichen wollen; er glaubt nicht daran, daß durch einen gswaltsamen Umsturz die Welt gebessert werden könne; ein plötzlicher Wechsel scheint ihm ebenso gefahrvoll als wenn jemand sein Haus auf Sand bauen wollte (M. 4, 73). Deshalb lehnt er die Richtung der Anhänger Saint Simons (M. 1, 130) und später die Chartistenbewegung ab (M. 1, 219). Durch die Forderung, daß jeder Agitator nachweisen soll, wovon er lebt, will Tennyson verhindern, daß lichtscheue Elemente die Massen aufwiegeln (M. 4, 84).

Ist es schon unter gewöhnlichen Umständen Pflicht der Parteien nicht in eigensinnigen Forderungen zu erstarren, so müssen sie sich erst recht im Krieg bewußt sein, daß nun keine Zeit ist um irgendwelche Lieblingsideen durchzusetzen. Alle inneren Streitigkeiten haben zu ruhen, wenn das Vaterland in Gefahr ist. Dann darf es keinen Zwist geben, auch notwendige Reformen müssen für den Augenblick unterbleiben; in allen Herzen soll nur der eine Wunsch leben die Heimat zu schützen. Lieber soll es einen verfaulten Wahlflecken (rotten borough)geben als eine verfaulte Flotte oder eine vom Feind in Brand gesteckte Stadt (Riflemen Form, Str. 3)! Noch kräftiger äußert sich Tennyson in dem Matrosenlied "Jack Tar"; es wird dort geradezu der Wunsch ausgesprochen, der Teufel möge die Parteien holen (M. 2, 207)!

Im ganzen ist Tennyson den Parteien nicht freundlich gesinnt; die Gefahren, die in ihrem Wesen liegen, scheinen ihm größer als das Gute, was sie bewirken. Nur einmal läßt er Will Waterproof in weinseliger Stimmung die Erkenntnis aussprechen, daß schließlich auch der oft wenig schöne Kampf der Parteien

seinen Sinn habe etwa wie Sturm und Regen, zuletzt kommt doch etwas Gutes dabei heraus (Str. 7).

Welche Gegengewichte gegen den Unverstand der Masse und die Eigensucht der Parteien gibt es nun, denen die Aufgabe zufällt das Staatsschiff auf dem rechten Kurs zu halten? Vor allem ist der Staatsmann dazu berufen. Der ideale Führer wie sich ihn Tennyson an der Spitze seines Volkes wünscht und wie er ihn öfters gezeichnet hat, muß alle die Fehler vermeiden, in die Partei und Masse so leicht verfallen, und andrerseits alle die Eigenschaften haben, die jenen mangeln,

Oberstes Gesetz für das Handeln des Staatsmannes muß die Größe seines Landes, das Wohl seines Staates sein. Reich an gesundem Menschenverstand (Ode auf Wellington, V. 30 ff.). sieht er den Weg, den er gehen muß, in großen Linien auf eine lange Strecke; wo die Masse nur bis zum nächsten Tag denkt, vertritt er das Recht der kommenden Jahre; ja im Grunde ist seine Aufgabe, die immer sich ändernde Welt in Einklang zu bringen mit dem ewigen Gesetz, wie es in der Natur waltet (To the Duke of Argyll).

Wer zu einem so hohen Amte berufen ist, der darf keine kleinen Gedanken im Herzen haben. Persönlichen Ehrgeiz, Streben nach Macht, Sucht sich zu bereichern, all das läßt der wahre Staatsmann weit hinter sich (Love Thou Thy Land, Str. 7); er tritt bescheiden auf, sein Wesen ist einfach erhaben (Ode auf W., V. 34); er geht den Weg, den ihm seine Weisheit vorschreibt, er opfert sein Leben dem Gemeinwohl (Ode auf W., V. 41); er ist ein Vorbild für alle Volksgenossen (Ode auf W., V. 220).

Gegenüber den Parteien muß er versuchen seine überlegene Einsicht durchzusetzen; über ihrem Geschrei sollen seine Worte wie wohlabgestimmte Musik klingen (To the Duke of Argyll). Er muß sich jeder Gelegenheit gewachsen zeigen; mit fester Hand soll er die Zügel halten und dafür sorgen, daß der Staatswagen nicht zu rasch und nicht zu langsam fährt (Politics). Er wird in seine Zeit hineinhorchen und im geeigneten Augenblick Zugeständnisse machen, wenn sie ihm berechtigt und notwendig erscheinen; er wird sie auch gegen Hindernisse durchsetzen; aber er wird mit aller Kraft versuchen überstürzte Neuerungen zu verhindern, die schließlich zum Schaden des Ganzen ausschlagen müssen (To the Duke of Argyll).

Er soll also nie einer Partei hörig sein, sondern über ihr stehen; vollends muß ihm die schwankende Meinung der Masse gleichgültig sein. Tennyson fordert schon vom gewöhnlichen Menschen, er solle seine Arbeit in der Welt so ruhig und so gut tun als er könne ohne sich viel um Lob und Tadel zu kümmern

(M. 4, 95); erst recht gilt das für den Staatsmann; Jubel oder Verachtung der Menge darf sein Handeln nicht beeinflussen (Ode auf W., V. 71ff.; To the Duke of Argyll); die trübe Flut der Gerüchte umspült jeden großen Mann, das läßt sich nicht ändern (Ode auf W., V. 181 f.). Nie wird er die Wahrheit verraten um für den Augenblick einen Vorteil herauszuschlagen (Ode auf W., V. 179; M. 4, 83). Der ist kein großer Führer, dem das Haschen nach Popularität die Ziele seines Handelns vorschreibt.

Tennyson konnte es miterleben, wie der Staatsmann, selbst wenn er wollte, nicht immer die Forderungen erfüllen konnte, die er an ihn stellte; er war stets bis zu einem gewissen Grade von seinen Anhängern abhängig. Um so wichtiger ist es, daß die oberste Spitze des Landes dem manchmal recht hartnäckig und engherzig geführten Kampf der Parteien entzogen bleibt. Die Königin soll allein durch ihr Dasein die gegnerischen Gruppen mahnen, daß sie ein gemeinsames Vaterland haben, für dessen Wohl zu sorgen eigentlich Aufgabe aller Parteien ist. Die Königin braucht keine taktischen Rücksichten zu nehmen; unbeeinflußt durch irgendwelche Bindungen soll sie den Blick auf das Ganze richten und einen gerechten Ausgleich der widerstreitenden Interessen versuchen.

Tennyson ist also Anhänger der Monarchie. Das bedeutet nicht, daß er schon zufrieden ist, wenn ein König an der Spitze des Staates steht. Wenn er zurückblickt in die Vergangenheit der englischen Nation, dann findet er manch eine Herrschergestalt, die unwürdig war auf dem Thron zu sitzen, und er hält mit seinem Urteil nicht zurück. In "The Third of February" wird eine Reihe pflichtvergessener Könige aufgeführt, gegen die sich der Adel nach Tennysons Ueberzeugung mit Recht empörte (Str. 5, 6); andere Herrscher waren so unbedeutend, daß sie schon halb oder ganz vergessen sind (Ode zum Regierungsjubiläum Viktorias VII).

Aber in Viktoria haben die Engländer eine Königin, die ihrer hohen Stellung würdig ist. Was Tennyson bei ihrer Thronbesteigung als Wunsch ausgesprochen hatte, daß ein zufriedenes Volk seiner Herrscherin treu anhängen möge (M. 1, 192), das hat sie während ihrer Regierung wahr zu machen versucht. Daher ruft der Dichter 1852 den Amerikanern zu, sie dürften die englische Königin nicht auf die gleiche Stufe stellen mit den Despoten des Kontinents, denn sie versteht ihr Volk, sie steht auf der Seite der Freiheit (Hands all round, Str. 5). Dieselben hohen Eigenschaften kann er ihr bei ihrem 50jährigen Regierungsjubiläum nachrühmen (Ode III). Er bewundert ihre gründlichen Kenntnisse und ihre Klugheit in politischen Dingen, ihre Menschenkenntnis scheint ihm unfehlbar zu sein (M. 4, 83).

So konnte es Tennyson mit seiner Ehre und Würde vereinbaren Hofdichter dieser Königin zu sein und sich von ihr durch Erhebung in den Adelsstand ehren zu lassen. Es ist mehr als eine hohle Schmeichelei, wenn er einmal von der Königin die Gunst erbittet seinen Knaben die Hand zu schütteln, damit sie in Erinnerung daran ihr stets ergeben bleiben möchten (M.2,261).

Es entspricht dem Wesen Tennysons, daß er für die Erbmonarchie eintritt; er wünscht, daß Herrscher so edlen Blutes wie die Königin selbst für alle Zeiten über England regieren mögen (To the Queen, Str. 6). Man wird dabei nicht übersehen, daß damit von den kommenden Königen das gleiche verständnisvolle Regiment erwartet wird, wie es Viktoria ausgeübt hatte. Wir dürfen annehmen, daß Tennyson in diesem Punkte keine Befürchtungen hegt; er weiß aus der Geschichte, daß das englische Volk auf die Dauer keinen unwürdigen Herrscher auf dem Thron duldet (vgl. The Third of February, Str. 5, 6). Weil er auf das gesunde Gefühl der Engländer vertraut, kommt es ihm nicht in den Sinn, in der Erbmonarchie Gefahren zu wittern. Er glaubt an den gesunden Menschenverstand als die Krönung der „gekrönten Republik" England (M. 4, 73).

Neben dem Königshaus und dem Staatsmann fällt nach Tennysons Meinung dem Oberhaus die Aufgabe zu eine ruhige Entwicklung Englands zu sichern. Da in der englischen Verfassung ein ähnlicher Schutz, wie ihn die Vereinigten Staaten gegen plötzliche grundlegende Aenderungen besitzen, nicht vorhanden ist (M. 4, 33; 4, 79), ist es das Recht und die Pflicht des Oberhauses, entscheidende Fragen wie z. B. die der Ausdehnung des Wahlrechts, nachdem sie im Unterhaus behandelt wurden, noch einmal ruhig und gründlich zu erwägen (M. 4, 37) und mäßigend zu wirken (M. 4, 33). Einmal hatte Tennyson allerdings wenig Verständnis für den mäßigenden Einfluß des Oberhauses; das war, als man dort nach dem Staatsstreich Napoleons III. die englische Presse zur Zurückhaltung in ihren Angriffen gegen den neuen Kaiser mahnte. Das Gedicht "The Third of February", in dem der erregte Dichter die Antwort darauf gab, wurde schon öfters erwähnt.

Das Oberhaus soll als letzter Damm die immer bedrohlicher anschwellende Flut von radikalen Neuerungen, die unabsehbare Folgen haben muß, aufhalten. Es ist dazu berechtigt, weil es die ältere der beiden Kammern ist und weil in ihm die Männer sitzen, deren Vorfahren England groß gemacht haben. Tennyson nennt es mit Stolz „die größte erste Kammer der Welt" (M. 4, 32).

Allerdings glaubt er, daß das Oberhaus nach Durchführung einiger Reformen seine Aufgabe noch besser erfüllen werde; er schlägt vor, daß nicht nur erbliche Mitglieder darin sitzen sollen, sondern auch Mitglieder auf Lebenszeit, die den Kreisen der Kunst und Wissenschaft und den Führern der Wirtschaft entnommen werden sollen (M. 4, 32).

Der Sinn dieser Auffrischung liegt auf der Hand: es sollen auch diejenigen Führerschichten der Nation, die bisher nicht vertreten waren, zu Wort kommen und so Altes und Neues zusammenwirken.

Die Vorschläge sind eine Versuch, den im Parteisinne konservativen Charakter des Oberhauses umzubiegen und dadurch den berechtigten Forderungen von liberaler Seite entgegenzukommen.

Wenn nun eine Zusammenfassung versucht und Tennysons Staatsideal, soweit es die politischen Rechte und Pflichten des einzelnen betrifft, in großen Zügen gekennzeichnet werden soll, so ergibt sich, daß er von einem schrankenlosen Individualismus, der in Anarchie enden muß, gleich weit entfernt ist wie von einem absoluten Despotismus, der alles Sonderleben unterdrückt und nur die eigene Laune zum Maßstab seines Handelns nimmt. Er stellt die Willkürherrschaft des einzelnen mit der Gewaltherrschaft der Masse auf eine Stufe; gegen beide wendet er sich mit gleicher Schärfe. Sein Ideal ist eine Gliederung der Staatsbürger in Führer und Geführte; den Unterschied zwischen ihnen verwischen zu wollen ist in seinen Augen genau so töricht wie die Verschiedenheiten in der Natur zu leugnen (Locksley Hall Sixty Years After, V. 109—114); dagegen ist es vernünftig die bestehenden Unterschiede anzuerkennen und jeden Menschen an den Platz zu stellen, der ihm zukommt. Der Staat ist ein großes Gemeinwesen, in dem jedes Glied seine bestimmte Aufgabe zu erfüllen hat und damit ein entsprechendes Recht erwirbt über die Leitung des Ganzen mitzuentscheiden. Wer fähig und vorgebildet ist große Aufgaben zu erfüllen, der soll Führer sein: er darf fordern, daß die anderen ihm einsichtsvoll folgen und Vertrauen zu ihm haben, weil nur auf diese Weise die stetige Politik gesichert werden kann, die das Kennzeichen eines gesunden Staatslebens ist (vgl. dazu M. 4, 74; 4, 159).

Koeppel weist darauf hin, daß Tennyson von Carlyle beeinflußt sei, wenn er betont, wie wichtig eine echte Führerpersönlichkeit für das Staatsleben ist und andererseits vorläufig ernste Bedenken gegen eine zu weit getriebene parlamentarische Demokratie hat (S. 69 f.). In der Tat ist es bei der engen Freundschaft zwischen den beiden Männern durchaus wahrscheinlich,

daß Tennyson manchen Gedanken übernommen hat, wobei man ihm zubilligen wird, daß darin eine bewußte persönliche Entscheidung liegt; das Gegenbeispiel Gladstones zeigt, daß sich Tennyson nicht kritiklos die Anschauungen seiner Freunde zu eigen macht.

Einen weiteren Fingerzeig, wenigstens für die Ansichten Tennysons im hohen Alter, gibt eine Bemerkung im Memoir (4, 33 Fußnote), wonach er seinen Bekannten das 1885 erschienene Buch von Maine über "Popular Government" empfohlen hat; er nennt es eine Darstellung der Anschauungen gemäßigt denkender Männer, zu denen er sich selbst rechnet, wie wir annehmen dürfen. Es soll hier nicht versucht werden, einzelne Gedanken, die sich sowohl bei Maine als bei Tennyson finden, herauszugreifen; nur dies soll hervorgehoben werden, daß Tennyson das Buch wahrscheinlich wegen seiner allgemeinen Haltung empfiehlt; denn der Geist, der es durchzieht, ist eine vorsichtige aber deutliche Kritik der parlamentarischen Demokratie, ein Aufzeigen der Gefahren, die diese besondere Regierungsform in sich birgt.

Anhang: Staat und Kirche.

Zu den Aufgaben, die England im 19. Jahrhundert gestellt waren, gehörte auch die Frage, ob nicht das Verhältnis von Staat und Kirche umzugestalten sei. Die enge Verbindung, die zwischen ihnen bestand, machte es unvermeidlich, daß kirchliche Fragen von Politikern aufgegriffen wurden. Tennyson steht immer auf der Seite derjenigen, die für die Erhaltung der Staatskirche eintreten. Schon 1832 fürchtet er, daß die Umwälzungen in England mit dem neuen Wahlrechtsgesetz nicht aufhören werden, sondern womöglich die Enteignung der Kirche oder gar ihre Abschaffung kommen würde; er hofft, das englische Volk werde sich seine Kirche nicht nehmen und nicht entweihen lassen (M. 1, 129 f.). In einem Brief vom Dezember 1885 hält er an seiner Ueberzeugung fest, daß die Trennung von Kirche und Staat und die Wegnahme des Kirchenvermögens einen schweren, nicht wieder gutzumachenden Schaden für Englaud bedeuten würde. Er gibt zu, daß Mißstände vorhanden sind, aber man kann sie abstellen ohne gleich zu radikalen Mitteln greifen zu müssen. Er sieht mit Recht die Angelegenheit als eine Lebensfrage der Nation an und weist auf Amerika hin, das vielen Engländern als Ideal gilt, wo grundlegende Aenderungen der Verfassung sehr erschwert sind und nicht wie in England durch eine einfache Mehrheit im Parlament bewirkt werden können (M. 4, 47).

Zu der Zeit, da man beriet, welche Stellung in Zukunft die Staatskirche in Irland einnehmen sollte, fordert Tennyson, daß

man zum mindesten das Kirchenvermögen behalten müsse, teils für die Kirche selbst, teils für Erziehungszwecke (M. 3, 47).

Dem unbedingten Eintreten Tennysons für die Staatskirche liegt die Ueberzeugung zugrunde, daß sein Volk ohne Glauben zum Untergang verurteilt sei (vgl. M. 2, 73; 4, 71). Wie der einzelne Mensch, der ganz im Diesseits aufgeht nnd darüber die Ewigkeit vergißt, kein harmonisshes Wesen ist und etwas Bruchstückhaftes behält, so ist es auch bei einem Volk; selbst das vollkommenste Geistesleben vermag die Lücke nicht auszufüllen, die durch das Wegfallen der Religion entsteht. Da nun einmal ein großer Teil des Volkes in der Staatskirche aufgewachsen ist, so soll man ihm diese Form des Glaubens erhalten, wenn man ihm nichts Besseres dafür geben kann (vgl. M. 4, 84). Wir sehen hier wieder einen Grundzug in Tennysons Wesen, die Abneigung dagegen etwas Bestehendes ohne triftigen Grund umzustoßen.

Im übrigen hat Tennyson nicht eine bestimmte Kirche verteidigt (vgl. M. 3, 161); schon in Cambridge gehörte er zu denjenigen, die die Abschaffung der alten Vorschrift forderten, nach der die Studenten die 39 Artikel aus der Zeit Elisabeths unterschreiben mußten (M. 1, 69).

Er hat es wiederholt ausgesprochen, daß die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Bekenntnis nicht entscheidend dafür ist, ob jemand wahren Glauben besitzt oder nicht, wohl aber ist es wesentlich, daß der Mensch religiös sei und sein Christentum durch die Tat bewähre (vgl. M. 2, 73; 4, 143). Dem Traum von einer weitherzigen, alle Menschen umfassenden Kirche ist eines von Tennysons letzten Gedichten, "Akbars Dream", gewidmet.

B. Die soziale Frage.

In einem gesunden Staat müssen auch die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Menschen untereinander, also die Beziehungen, die man unter dem Namen soziale Frage zusammenfaßt, in gerechter Weise geordnet sein. Tennyson war von Jugend auf dazu erzogen worden auf diese Dinge zu achten. Er hat unerschrocken die Schäden aufgedeckt, an denen die Zeit litt, und eindringlich gemahnt Abhilfe zu schaffen. Wenn er als Anwalt der Unterdrückten auftrat, so tat er es aus einem starken sozialen Empfinden heraus, das nicht nur in seinen Gedichten zum Ausdruck kommt, sondern sich auch im täglichen Leben auswirkte. Der Sohn berichtet uns, daß sich seine Eltern in Twickenham der Armen und Kranken im Dorf annahmen (M,2,133). Tennyson sah sehr darauf, daß seine Kinder gegen jedermann höflich waren; seine strengste Strafe bekam Hallam wegen einer Ungehörigkeit gegen einen Dienstboten (M. 2, 137). Noch ein kleiner Vorfall kennzeichnet die rücksichtsvolle Art des Dichters: er war

bis spät in die Nacht mit Freunden zusammen und hatte zuletzt eines seiner Gedichte vorgetragen, da fiel ihm ein, daß im Zimmer nebenan die Köchin schlief, und um sie nicht zu stören, las er nichts mehr vor (M. 3, 231).

Gerade die Männer der viktorianischen Epoche waren ja stolz auf den Fortschritt, den sie gegenüber früheren Zeiten erreicht zu haben glaubten; und sie hatten auch einigen Grund dazu; waren doch auf die große Parlamentsreform von 1832 eine Reihe von weiteren Wahlreformen und andere Gesetze gefolgt, die zur Lösung der sozialen Frage beitragen sollten. Industrie und Handel waren mächtig emporgeblüht; die Wissenschaft hatte immer weitere wertvolle Erkenntnisse zutage gefördert.

Es konnte Tennyson nicht in den Sinn kommen diese Tatsachen zu verkennen; er hatte ja selbst in "Locksley Hall" zwar die Zeit kritisiert, indessen zum Schluß doch seinen Helden ein hoffnungsfrohes Vorwärts! ausrufen lassen (V. 181 ff.). Aber es war nicht zu legnen, das glänzende Bild zeigte dunkle Flecken, und Tennyson wollte erst dann von wahrem Fortschritt reden, wenn sie beseitigt wären. Nach seiner Ueberzeugung sind alle Stände gleichmäßig schuld daran, daß es so viel Sorge und Not im Lande gibt; alle haben sie vortreffliche Eigenschaften, aber auch alle ihre Fehler, die ihnen der Dichter vorhalten will in der Hoffnung, daß sie sich in diesem Spiegel selbst erkennen und in Zukunft anders handeln.

Tennyson weiß, welch wertvolle Dienste der Adel in vergangenen Tagen dem Lande geleistet hat und in der Gegenwart noch leistet. Er spricht vom Oberhaus als der größten ersten Kammer der Welt (M. 4, 32). Doch hat der Adel nicht nur politische Pflichten zu erfüllen, er hat auch große Bedeutung für das soziale Leben und es ist nicht gleichgültig, ob er hier seine Aufgabe gut oder schlecht löst.

Wie der Adelige nicht sein soll, zeigt uns der Dichter an der Gestalt des Sir Aylmer Aylmer in "Aylmers Field". Er ist der letzte Sproß einer langen Ahnenreihe und verfügt über einen riesigen Besitz; alles, was er von seinem Schloß aus sieht, gehört ihm. Sein uralter Adel und sein großer Besitz, das sind die beiden Götzen, deren Dienst sein Leben geweiht ist. Er bedauert, daß er nur eine Tochter, keinen männlichen Erben hat, tröstet sich aber mit dem Gedanken, daß der Gatte seiner Edith ihren Namen annehmen wird. In seinem maßlosen Stolz ist er doch durchaus höflich gegen Ediths Jugendfreund Leolin; es kommt ihm nicht in den Sinn, daß der es wagen könnte seine Tochter zu lieben; das wäre ja schlimmer gewesen, als wenn der Geistliche das Wort der Schrift verdreht hätte. Als er trotzdem hören muß, daß Edith und Leolin einander lieben, kann er

es im ersten Augenblick nicht fassen, aber dann bricht seine Wut los und läßt ihn alle anerzogene Form verlieren; mit verzerrtem Gesicht, ein Schimpfwort im Mund, hat er nichts Edles mehr an sich. Nun er die Gefahr erkannt hat, bemüht er sich mit allen Mitteln ihr zu begegnen; immer neue standesgemäße Freier sucht er anzulocken, bis zuviele von Edith abgewiesen sind und keiner mehr kommen mag. Aber Sir Aylmer Aylmer beharrt in seinem Starrsin; er unterbindet jeden Verkehr seiner Tochter mit dem Geliebten und ohne Rührung sieht er sie dahinsiechen.

Sein weibliches Gegenstück ist Clara Vere de Vere. Auch in ihrem Herzen wohnt ein grenzenloser Adelsstolz, auch ihr steht ein riesiger Reichtum zur Verfügung. Sie weiß nichts damit anzufangen, sie empfindet die Leere ihres Daseins, die Langeweile packt sie. Zum Zeitvertreib fängt sie eine Liebelei an; einen jungen Burschen hat sie auf diese Weise schon ins Grab gebracht; beim zweiten Versuch kommt sie an den Unrechten; er sieht hinter ihren süßen Worten die wahre Absicht und weist ihr kaltherziges Spiel zurück; mit bitteren Worten hält er ihr einen Spiegel vor, in dem sie ihr Wesen erkennen soll, und fordert sie auf ihrem Leben einen würdigen Inhalt zu geben. Aufgaben finden sich genug, wenn sie nur die Augen offen hält. Sie möge Gott um ein menschlich empfindendes Herz bitten, dann wird sie keine Liebelei mehr brauchen um die Langeweile zu vertreiben, sondern mit guten Gedanken und Taten ihre Tage ausfüllen.

Das Bild einer Adeligen von der rechten Art hat Tennyson in Edith, der Tochter des Sir Aylmer Aylmer, gezeichnet. Regelmäßig geht sie ins Dorf zu den Arbeiterfamilien, nicht um dort Almosen zu geben oder Traktate auszuteilen oder hochmütig gute Ratschläge zu erteilen, die nur Unwillen erregen; ihre Weise ist ganz anders: sie versteht es mit den Leuten umzugehen; gerade durch ihr taktvolles, gebildetes Wesen, das so anders als das der Bauern ist, wirkt sie viel Gutes; mit ihrem herzlichen Lachen, mit ihrem warmen Händedruck bringt sie Freude in ihr Dasein. Jede der Hütten hat sie durch reichen Blumenschmuck verschönt. Besonders mit den Kindern versteht sie sich glänzend, aber auch die Kranken kann sie richtig pflegen. Alle Klagen hört sie teilnehmend an, bei Streitigkeiten kann sie unparteiisch entscheiden, manche Zweifel hat sie gelöst.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Leute Edith lieben und verehren, während sich der Groll gegen den hochmütigen Sir Aylmer Aylmer deutlich auf ihren Gesichtern spiegelt.

Aus diesen Charakterskizzen sehen wir, was Tennyson an sozialen Pflichten vom Adel seiner Zeit verlangt. Für den Adelsstolz, der nichts aufweisen kann als eine lange Ahnenreihe, hat er kein Verständnis. Wer auf seinem Schloß sitzt und von dem

ererbten Vermögen lebt ohne dafür etwas zu leisten, wer mit allerlei Vergnügen die Zeit hinbringt oder gar seinen Launen freien Lauf läßt unbekümmert darum, welches Unheil er dabei anrichtet, der ist ein Schädling, der keine Daseinsberechtigung hat. Wer nichts leistet, darf keine bevorzugte Stellung beanspruchen; nur der hat ein Recht stolz auf seinen Reichtum und Adel zu sein, der durch die Tat zeigt, daß er ein hervorragender Mensch ist, daß er die großen Mittel, die ihm zur Verfügung stehen, in der rechten Weise zu gebrauchen versteht, im Dienste der Allgemeinheit. Gerade weil der Adelige der gewöhnlichen Not des Lebens entrückt ist, kann und soll er den von kleinen Sorgen Bedrückten helfen, nicht durch mit hochmütiger Herablassung gegebene Almosen, sondern dadurch, daß er durch ein freundliches Wort ein wenig Freude in ihr Leben hineinträgt (vgl. M. 1, 278), daß er als Mensch Anteil an ihrem Schicksal nimmt und nach Kräften hilft, daß er ihnen ein Führer und Berater ist.

Aus den Forderungen, die Tennyson an den Adel stellt, geht hervor, daß er die Notlage der Landarbeiter durchaus nicht beschönigen will. Schon den jungen Dichter und seinen Freund Hallam beschäftigte das Elend der unteren Klassen manche Stunde, wenn sie auch nicht recht wußten, wie man ihm abhelfen könne (M. 1, 113). Die Kritik, die er später am Adel übt, läßt darauf schließen, daß er von der Einsicht und dem sozialen Verantwortungsgefühl der Großgrundbesitzer eine Besserung der schlimmen Verhältnisse erwartet. Er mißbilligt die Art und Weise, wie die Landarbeiter in seiner Jugendzeit und auch später durch Brandstiftungen die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung auf sich zu lenken suchten. Sein nüchterner Sinn sieht als Ergebnis solcher Handlungen nur eine Verschlechterung ihrer Lage. Als bei einem Brand ein Bauer sagte, nun werde man hoffentlich die Kartoffeln billiger bekommen, entgegnete ihm Tennyson, daß sie durch solche Mittel nur teurer würden (M. 1, 69). Sicherlich hat er mit diesen Betrachtungen recht, nur zeigt er zugleich, daß er sich nicht wirklich in die Seele der Landarbeiter eingefühlt hat; sonst müßt er ihr Handeln wenn auch nicht billigen, so doch verstehen; der lang aufgespeicherte Unwille, zur Leidenschaft angeschwollen, muß sich eben Luft machen, sei es auch in einer Form, die dem ruhig überlegenden Beobachter zwecklos und widersinnig erscheint.

Die Erinnerung an sein persönliches Erlebnis in jener gewalttätigen Zeit hat sich seinem Gedächtnis so tief eingeprägt, daß er noch in einem späten Gedicht an Mary Boyle erzählt, wie er als Student mithalf einen Brand zu löschen.

Schienen ihm wie in politischen so in sozialen Fragen gewaltsame Mittel untauglich eine Besserung zu erreichen, so begrüßte er jede Bewegung, die auf einem gangbaren Weg die Lage des ländlichen Proletariats erleichtern wollte. Er interessierte sich z. B. sehr für den Plan einer Gesellschaft, die beabsichtigte überall Land anzukaufen, um es zu mäßigem Preis wieder an Landarbeiter zu verkaufen (M. 4, 46); auf diese Weise sollten aus ihnen freie Bauern werden, die ein Interesse daran hatten den Boden gut zu behauen. Das schien ihm ein geeignetes Mittel sie von der Flucht in die Stadt abzuhalten, wo sie doch in den meisten Fällen nur ein trauriges Los erwartete, und sie zu ruhigen, vernünftigen Staatsbürgern zu machen.

Noch mehr als das Land scheint ihm der Geist der Städte vom Mammonismus besessen zu sein. Gewiß haben sich viele Fabrikherren und Kaufleute aus kleinen Anfängen emporgearbeitet und damit gezeigt, daß tüchtige Eigenschaften in ihnen stecken; aber zugleich sind sie seelisch verkümmert. Sie haben das Hauptbuch zu ihrem Gott gemacht (Hands all round 1852, Str. 2); eine günstige Jahresbilanz wird zum Endzweck ihres Handelns. Mit allen Mitteln suchen sie möglichst rasch Reichtümer anzuhäufen; sie stellen minderwertige Waren her oder verfälschen sie durch Zusätze; keiner darf mehr dem Wort des andern trauen (Maud, Part. I, I, 7; I, 10). Sie dulden und fördern reine Geldheiraten (Locksley Hall, V, 59 ff.); das Gefühl dafür, daß sich in der Ehe zwei Menschen und nicht zwei Geldsummen zusammenfinden sollen, ist ihnen verloren gegangen; denn statt Herzen haben sie Mühlsteine in der Brust und ihre Gesichter sind nicht mehr Ausdruck lebendiger Wesen, sondern erstarrte Masken (Maud, Part. I; I, 8). Der Dichter sieht im Wirtschaftsleben seiner Zeit fast etwas wie einen Bürgerkrieg mitten im Frieden, der um vieles unmenschlicher ist als der offene Kampf, weil er im Verborgenen geführt wird. (Maud, Part. I; I, 7).

Man kann ihm entgegenhalten, seine Behauptungen seien einseitig und übertrieben; im Grunde entspringen sie doch einem richtigen Gefühl; mit Entsetzen mußte die weiche Dichterseele Tennysons erleben, wie verdorrt diese reinen Wirtschaftsmenschen waren und man kann es begreifen, daß ihm kein Wort der Anklage zu scharf war um sie aufzurütteln und daran zu erinnern, daß die Jagd nach Gold nicht der einzige Inhalt des Lebens sein darf und daß es nicht menschenwürdig ist, gleichgültig dem Elend der unteren Stände zuzusehen (vgl. auch M. 2, 238).

Denn da die neuen Reichen gegenseitig in einem erbitterten Konkurrenzkampf stehen, ist es nicht anders zu erwarten, als

daß sie das Verhältnis zu ihren Arbeitern vom rein wirtschaftlichen Gesichtspunkt aus betrachten, daß sie ihre Macht gegen die wirtschaftlich Schwachen rücksichtslos ausnützen. Daher sind die Massen in den Städten so schlecht daran wie vor der großen Zeit des Fortschritts, wenn es ihnen nicht noch schlechter geht. Viele müssen um ungenügenden Lohn arbeiten; die Folge ist, daß sie in engen, öden Straßen in ungesunden Wohnungen leben zusammengepfercht wie die Schweine (Maud, Part. I; I, 9); unter solchen Verhältnissen kann von Erziehung oder Bildung keine Rede sein, dagegen finden körperliche und seelische Krankheiten einen günstigen Nährboden und breiten sich aus (Locksley Hall Sixty Years After, V. 217 ff.). Manch einer sucht im Branntwein ein Mittel, das ihn sein Elend rasch vergessen läßt; Frau und Kinder haben dann unter den Mißhandlungen des Betrunkenen zu leiden[1]); andere geraten auf die Bahn des Verbrechens (Maud, Part. I; I, 10—12).

Es sind erschütternde Bilder sozialen Elends, die Tennyson mit wenigen Strichen zeichnet; und man kann nicht sagen, daß er mit den Jahren freundlichere Farben wählt, eher ist das Gegenteil der Fall. Seine heftigen Worte fließen aus einer erregten Seele, aus dem leidenschaftlichen Wunsch die Zeit daran zu mahnen, wie weit sie noch von wahrem Fortschritt entfernt ist, wieviele Aufgaben sie noch zu erfüllen hat, wenn sie sich nicht mit Schuld beladen will. Es ist die Pflicht der Regierenden sich um das Wohl und Wehe des ganzen Volkes zu kümmern; also fällt ihnen auch die Aufgabe zu, die untersten Schichten in Schutz zu nehmen, Mißstände abzustellen und durch eine vernünftige, gerechte Gesetzgebung dafür zu sorgen, daß auch dem einfachsten Arbeiter Wohnung, Nahrung und Kleidung in ausreichendem Maße gesichert sind als unentbehrliche Grundlage eines menschenwürdigen Lebens.

Es entspricht der sonstigen Einstellung Tennysons, wenn er eine dauernde Regelung dieser wichtigen Frage von einer ruhigen, gesetzmäßigen Entwicklung erwartet. Von gewaltätigen Handlungen der Arbeiter erhofft er sich nichts Gutes. Die Streiks der Bergleute Nordenglands am Ende der 80er Jahre erfüllen ihn mit großer Besorgnis: er sieht schlimme Folgen voraus; die Kohlenpreise würden dauernd in die Höhe gehen und dadurch besonders die armen Schichten der Bevölkerung schwer belastet; die zahlreichen Industrien, die von der Kohle abhängen, würden bald ihren Betrieb einschränken müssen; schließlich könnte Eng-

1) In dem Gedicht "The Northern Cobbler" schildert T. in humorvoller Weise, wie ein Schuster den Alkoholteufel tapfer besiegt hat. Nach einer Bemerkung im Memoir (3, 264) unterstützte T. eine Bewegung, die eine Schließung der Wirtshäuser der Insel Wight an Sonntagen verlangte.

land gezwungen sein, seine große Kohlenausfuhr einzustellen und müßte dann seine beherrschende Stellung auf dem Kohlenweltmarkt verlieren, was einen unermeßlichen Schaden für das ganze Land bedeuten würde (M. 4, 102). In einem Brief an Sir Henry Parkes drückt er seine Freude darüber aus, daß die australische Regierung den rechten Weg gefunden habe, der Streikgefahr zu begegnen; sie habe recht sich nicht durch Drohungen einschüchtern zu lassen. Zum Schluß fragt er, ob es nicht möglich sei, nun da der Staat seine Autorität gewahrt habe, durch gemischte, aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern zusammengesetzte Ausschüsse eine Einigung zwischen den streitenden Parteien herbeizuführen. (M. 4, 117). Dieses Verlangen nach Schiedsgerichten fügt sich gut in die allgemeine Forderung Tennysons ein, bestehende Gegensätze auf friedlichem Wege auszugleichen.

Wenn er schon im Streik eine schwere Gefahr für das Wirtschaftsleben eines Volkes erblickte, so mußten ihm die Arbeiterunruhen, die von Zeit zu Zeit das Land erschütterten, noch mehr Sorge machen. Er sah in ihnen Vorboten einer drohenden sozialen Revolution. Wie ernst er solche Strömungen nahm, zeigt eine kleine Begebenheit aus den 40er Jahren: als sich in einer Gesellschaft jemand eine scherzhafte Anspielung auf Arbeiterunruhen erlaubte, entgegnete Tennyson, er könne über so ernste Fragen keine Witze machen (M. 1, 239).

Die traurigen Verhältnisse, unter denen die Masse Tag für Tag leben muß, läßt sie nur zu leicht willig und begierig den Reden gewissenloser Demagogen zuhören, die ihnen von der Gleichheit aller Menschen vorpredigen und sie schließlich dazu aufreizen werden die alten Gewalten zu beseitigen — freilich werden die Massen dadurch nicht das ersehnte Ziel erreichen, sondern nur ihren Untergang beschleunigen. Zwischen der Furcht vor einer sozialen Weltrevolution, die er nicht mehr erleben möchte (M. 4, 34), und der Hoffnung, der gesunde Sinn des englischen Volkes werde die radikalen Strömungen überwinden (M. 1, 130; 4, 73), schwankt Tennyson hin und her.

Bei aller Ablehnung der Chartistenbewegung ist er bestrebt ihre Gründe zu verstehen und begnügt sich nicht damit sie abzulehnen, sondern weist darauf hin, daß die besten Gegenmittel nicht Gefängnisstrafen oder überhaupt gewaltsame Unterdrückung seien, sondern weniger Parteigeist und mehr Gemeinsinn in der Presse, Bewilligung der berechtigten Forderungen der Arbeiter und praktisches Christentum bei denjenigen, die sich zu dieser Lehre bekennen (M. 1, 219).

So sehr sich Tennyson gegen jeden Versuch der Arbeitermassen durch einen Gewaltstreich ihre Lage bessern zu wollen ausspricht, weil er das nicht nur für aussichtslos, sondern für

verderblich hält, so wenig hat er etwas gegen ihre Bestrebungen einzuwenden, sich innerhalb der bestehenden Wirtschaftsordnung durch Zusammenschluß in Genossenschaften selbst zu helfen; nach den Worten seines Sohnes kannte er diese Bewegungen und glaubte ihnen eine große Zukunft vorausagen zu können (M. 4. 73).

Von Tennyson, der während seines ganzen Lebens ein eifriger Anhänger der Wissenschaft war, der sich mit regem Geist in immer neue Gebiete vertiefte, der Sprach- und Geschichtsstudien trieb und sich ein erstaunliches Wissen in den Naturwissenschaften erwarb[1]), der erfahren hatte, welch innere Bereicherung eine umfassende Bildung bedeutet, von ihm dürfen wir erwarten, daß er allen Bestrebungen freundlich gegenüberstand, die sich zum Ziel gesetzt hatten, der Allgemeinheit eine gute Erziehung und Bildung zu vermitteln.

In der Tat kommt schon in dem Jugendgedicht „The Poet" zum Ausdruck, wie wichtig ihm die Bildung der Menschen zur Wahrheit ist als eine Vorstufe für das kommende Reich der Freiheit. Wenige Jahre später fordert er in „Love Thou Thy Land", die Schätze des Wissens allen zugänglich zu machen, die danach verlangen (Str. 4, 5). 1847 bezeichnet er die Sorge für Wohnung und Erziehung der armen Bevölkerungsschichten als eine der sozialen Fragen, die dringend der Lösung bedürfen (M. 2, 9). Den Wunsch nach immer weiterer Verbreitung des Wissens spricht auch ein Gedicht des Zyklus „In Memoriam" aus (CXIV). Mit großer Freude begrüßt er die Annahme eines Gesetzes, das die allgemeine Volksschule einführen wollte (M.3,97). Der Idealist in dem Gedicht "Freedom" hofft, daß eine möglichst weit verbreifete Bildung die Gegensätze zwischen den Klassen überbrücken helfen werde (Str. V).

Fast immer betrachtet Tennyson die Frage der Volksbildung im Hinblick auf ihre Bedeutung für das soziale Leben und für die Verleihung politischer Rechte an weitere Kreise. Weisen schon einige der angeführten Stellen darauf hin, wie günstig sich eine allgemeine Bildung im sozialen Leben auswirken würde, so spricht er es gelegentlich offen aus, daß man das Wahlrecht nicht auf weitere Schichten ausdehnen dürfe, ohne vorher für ihre Erziehung zu sorgen (M. 3, 97; vergl. auch 4, 72 f.). Hier scheint die Bildung ganz in den Dienst politischer Zwecke gestellt. Mit beißenden Worten spricht er von den Demagogen, die ihrem

1) Man hat es T. übelgenommen, daß seine Gleichnisse aus dem Gebiet der Naturwissenschaften manchmal schwer verständlich sind (vgl. Kellner, S. 164); Stedman nimmt dagegen das Recht für den Dichter in Anspruch, seine Sprache aus modernen Stoffgebieten zu bereichern (S. 170).

Herrn, der Menge, schmeicheln, indem sie so tun als ob diejenigen zur Herrschaft berufen seien, die nicht einmal lesen können (Locksley Hall Sixty Years After, V. 132).

Es ist unnötig zu betonen, daß Tennyson die Bildungsmöglichkeit für alle noch aus einem andern Grunde fordert; er hofft ja auf eine Höherentwicklung der Menschen, die sie erst zu Wesen machen soll, die dieses Namens würdig sind; da muß er jede Gelegenheit willkommen heißen, die dem einzelnen gegeben wird, Geist und Gemüt zu entfalten und dem göttlichen Funken in sich zum Durchbruch zu verhelfen.

Eine der Universitäten, die ja in erster Linie Pflanzstätten der Bildung sein sollen, deren Aufgabe es ist, das Kulturgut der Nationen zu erhalten und zu vermehren, hatte Tennyson selbst kennen gelernt. Einen günstigen Eindruck machte ihm freilich die Art und Weise, wie damals in Cambridge die Wissenschaften gelehrt wurden, offenbar nicht; denn in einem 1830 entstandenen Gedicht beklagt er, daß die Professoren keine lebendige Fühlung mit der Zeit hätten und daß daher ihre Lehren die Studenten nicht wirklich packen, sondern ihre Herzen leer lassen; mit schroffen Worten hält er der Universität ihre Weltfremdheit vor (Lines on Cambridge of 1830; abgedr. M. 1, 97 f.). Als sie sich später umstellte und an die neue Zeit anpaßte, änderte er sein Urteil; besonders begrüßte er die von der Universität veranstalteten Kurse, die außerhalb ihrer Mauern höhere Bildung verbreiten sollten (M. 1, 98).

Tennyson befürwortet also entschieden, daß möglichst weite Kreise ihrer dumpfen Unwissenheit entrissen werden und an den Gütern der Bildung teilhaben; aber sein konservativer Sinn sieht zugleich die Gefahren, die eine solche Massenbewegung in sich birgt; daher verknüpft er mit der Forderung nach allgemeiner Bildung die andere, daß diese Bildung im rechten Geist geschehe. Die Menschen mögen sich Wissen erwerben, soviel sie können, aber sie dürfen dabei nicht überheblich werden und nun glauben, mit Hilfe der Wissenschaft alle Fragen lösen zu können; sie dürfen den Geist der Ehrfurcht nicht verlieren, der Ehrfurcht vor dem Bestehenden, soweit in ihm ein ewiges Gesetz in die Erscheinung tritt, vor der Geschichte, vor den großen Männern, die die Geschicke ihres Volkes entscheiden. In Tennyson ist diese Ehrfurcht stark ausgeprägt; sie zeigt sich in seiner oft wiederholten Forderung nach einer vorsichtigen Aenderung des Bestehenden, sie kommt ferner zum Ausdruck in der überragenden Stellung, die er dem Staatsmann zuweist; schließlich darf in diesem Zusammenhang hingewiesen werden auf die genaue Kenntnis der englischen Geschichte, die er besaß und von jedem Engländer

forderte (M. 3, 167 f.); seine geschichtlichen Drama sollen ja die Erinnerung an wichtige Ereignisse der Vergangenheit seines Heimatlandes wachrufen und bewahren und damit eine Aufgabe fortführen, die Shakespeare mit seinen historischen Schauspielen begonnen hatte (M. 3, 167).

Gern macht Tennyson einen Unterschied zwischen Wissen und Weisheit, nicht immer im gleichen Sinn (vgl. Collins, In Memoriam, S. 123). Worauf es hier ankommt, sind die Stellen, wo er vor einer Ueberschätzung des Wissens warnt und ihm die Weisheit als das Höhere entgegenstellt, gegen die sich das Wissen nicht auflehnen darf; wo immer das Wissen vermeint wichtige Gründe gegen eine Handlung der Weisheit gefunden zu haben, ist es doch im Unrecht, weil ihm der weite Blick und die schöpferische Kraft der Weisheit fehlen (vgl. Love Thou Thy Land, Str. 5; Of old sat Freedom . . , Str. 5; Locksley Hall, V. 141 ff.).

Wenn die neue Zeit nur radikale Führer hervorbringt, die glauben, mit einigem wissenschaftlichen Rüstzeug versehen, ohne Rücksicht auf die Vergangenheit die Welt nach ihren Wünschen einrichten zu können, und wenn diese Agitatoren Massen finden, die gerade genug von der Wissenschaft gehört haben um für die Schlagworte jener empfänglich zu sein, dann ist die Welt nicht einen Schritt weiter gekommen, sondern zurückgeworfen worden, trotz ihrer angebiichen Bildung. Wirrköpfe, die mit einer oberflächlichen Kenntnis, dafür mit um so größerem Wortschwall und Fanatismus über Lebensfragen der Nation sprechen und sich darüber eine Entscheidung anmaßen, und Halbgebildete, die ihnen zum Opfer fallen, sind kein Segen, sondern ein Unglück für das Land.

Als ideales Ziel einer allgemeinen Bildung schwebt Tennyson vor, daß das Volk nicht unwissend und gleichgültig den politischen und sozialen Fragen gegenüber steht und duldend hinnehmen muß, was von oben her beschlossen wird, sondern daß alle fähig geworden sind, die Zusammenhänge zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit und zwischen den Fragen der Zeit untereinander zu begreifen, daß sie den richtigen Blick dafür bekommen, wer ihre wahren Führer sind, und daß sie dann diesen Vertrauen entgegenbringen und Verständnis für ihre Handlungen zeigen.

Eine Zeitlang wandte Tennyson seine besondere Aufmerksamkeit der Frage nach der höheren Bildung der Frau zu. Das Ergebnis seines Nachdenkens in dieser Richtung ist das Gedicht "The Princess". Nach Collins, der in der von ihm besorgten Ausgabe einen Ueberblick über den damaligen Stand der Frauenfrage gibt (S. 147 ff.), wurde Tennyson zu dem Gedicht angeregt durch Ge-

spräche mit seinem Freund F. D. Maurice, der dann 1848 eine Akademie für Frauen gründete (S. 148).

Wie es oft bei einer neu emporkommenden Bewegung geschieht, erhoben auch die Anhängerinnen einer höheren Frauenbildung zum Teil verstiegene Forderungen, die der gesunde Sinn Tennysons nicht billigen konnte. Die eine Hauptgestalt seines Gedichtes, die Prinzessin Ida, verkörpert solch eine radikale Frauenrechtlerin im Sinne der damaligen Zeit. Auf ihre Veranlassung wird die Frauenuniversität mit ihren strengen Bestimmungen gegründet; doch ist es ihr nicht möglich ihren stolzen Plan zu Ende zu führen, der Prinz schleicht sich mit seinen Gefährten in das verbotene Gebiet ein und bald hat die akademische Herrlichkeit der jungen Damen, der von Anfang an etwas Unnatürliches anhaftet[1]), ihr Ende erreicht. In der Prinzessin selbst, die nur noch für die Wissenschaft Sinn zu haben und menschlichen Regungen unzugänglich schien, geht allmählich eine Wandlung vor sich, während sie den verwundeten Prinzen pflegt; schließlich fühlt sie sich von Liebe zu ihm ergriffen und ist bereit seine Gattin zu werden. Sie bleibt nicht die einzige, die ihr Herz entdeckt, noch viele von den Mädchen und Rittern verknüpfen zarte Bande der Zuneigung.

Der hochfliegende Plan der Prinzessin ist gescheitert, aber der Leser spürt kein Bedauern darüber. Uebrigens ist ihr Streben nicht ganz ohne Erfolg geblieben; der Prinz (und durch seinen Mund der Dichter) erklärt sich für ihre Sache, wenn sie in den von der Natur gezogenen Grenzen bleibt und nicht das Edelste der Frau, ihre Weiblichkeit, zerstört. Die Sache der Frau ist auch die des Mannes; zusammen steigen oder sinken sie. Die Frau soll sich nicht als einen unentwickelten Mann betrachten und danach streben es ihm in allen Dingen gleichzutun; beide sollen sich, jedes nach seiner Art, entfalten. Das Schlagwort von der Gleichheit der Geschlechter geht von einer falschen Fragestellung aus; die Frau ist anders als der Mann, beide finden ihre natürliche Ergänzung ineinander.

Der Standpunkt Tennysons läßt sich also kurz so kennzeichnen, daß er der Frau das Recht auf höhere Bildung zugesteht, gleichzeitig aber davor warnt, die ihr von der Natur angewiesene Stellung zu mißachten.

Für sein gesundes Denken wirkt es belustigend, wenn er in einem Bericht von einer Versammlung in Amerika erfährt, in der die Rechte der Frau in überheblicher Weise verkündet wurden (M. 3, 83). Aus einem Gespräch vom Jahre 1887 können wir sehen, wie er es ablehnt, die Frauenfrage künstlich aus dem

1) Fehr spricht von der „maskenartigen Ernsthaftigkeit dieser konstruierten weiblich akademischen Welt“ (S. 200).

größeren Zusammenhang, in dem sie steht, herauszulösen und für sich zu betrachten; er betont, daß die Frau in Europa und Amerika die hohe Stufe, auf der sie steht, zum großen Teil der Achtung und Ehre verdankt, die ihr der Mann erweist, und daß zwischen diesen Erscheinungen ein unauflösbarer Zusammenhang besteht (M. 4, 71).

Zweifellos liegt nach Tennysons Ueberzeugung die naturgemäße Bestimmung der Geschlechter darin, daß sie sich in einem engen Bund zusammenfinden; erst in der Ehe bekommt das Leben des Mannes wie der Frau seinen vollen Sinn und Wert. Dem Dichter war es ja erst nach langer Wartezeit vergönnt gewesen seine Braut heimzuführen; aber dann durfte er viele Jahre hindurch erfahren, was eine treubesorgte Gattin dem Manne bedeutet, wie sie ihm mannigfache Anregung geben und zugleich das Heim zu einer Stätte der Ruhe und Erholung machen kann. In schönen Gedichten hat er den Dank an die Gattin abgetragen,

Wieviel Freude er an seinen Kindern hatte, darüber hat uns der Sohn in dem Kapitel "Farringford" seines Erinnerungswerkes erzählt (M. 2, 136ff.). Es ist leicht zu verstehen, daß Tennyson auf eine scherzhafte Bemerkung seines Freundes Aubrey de Vere, sein Sohn Lionel müsse einmal ein Karthäusermönch werden, zur Antwort gab: „Nichts dergleichen, sondern ein glücklicher Gatte und Vater" (M. 2, 146).

Daß Tennyson über das persönliche Glück des einzelnen hinaus die Wohlfahrt des Ganzen im Auge hatte und von der Bedeutung der Familie für den Staat tief durchdrungen war, zeigt eine Stelle im Memoir, wo uns berichtet wird, daß er glaubte, die Größe und Dauer einer Nation hänge von einem wohlbewahrten, gesunden häuslichen Leben ab (M. 1, 223). Es ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, daß er jedes Mal, wenn er die Königin im Lied verherrlicht, ihr harmonisches Familienleben der Nation als Vorbild vor Augen stellt; in dem Widmungsgedicht von 1851 wird sie als Gattin und Mutter gefeiert (Str. 7) und in der Ode auf ihr Regierungsjubiläum rühmt er ihr nach, daß sie zugleich echte Königin und Frau sei (Str. V). Mutter- und Gattenliebe sollen auch als leuchtende Sonnen das Leben der Prinzessin Beatrice hell und freundlich machen (To H. R. H. Princess Beatrice).

Wohin es führt, wenn an der Spitze des Reiches, im Königshaus, die alten reinen Sitten verloren gehen und das Band der Ehe Herrscher und Herrscherin nicht mehr unauflöslich verknüpft, das zeigt der Dichter an dem Beispiel der untreuen Guinevere, die durch ihre Leidenschaft zu Lancelot dem unheimlichen

Gespenst der Verleumdung Eintritt in das Reich Arthurs verschafft und so der Anlaß wird, daß seine glanzvolle, scheinbar festgefügte Herrschaft von innen her erschüttert und schließlich zerstört wird; mit schmerzerfüllten Worten hält ihr der König in seiner großen Abschiedsrede das Unheil vor, das ihre Treulosigkeit verursacht hat.

Einmal hat Tennyson eine Gestalt geschaffen, die sich gegen die Ehe erklärt; Philip Edgar in der Dorftragödie "The Promise of May" tut sie mit ein paar leichtfertigen Worten ab: die Ehe ist für ihn nichts als ein alter Aberglaube, eine überlebte Einrichtung, die dem Ansturm einer bald kommenden neuen Zeit zum Opfer fallen wird. Aber der Mann der das sagt, ist ein oberflächlicher Charakter, der seine Schwächen mit einigen aufgeschnappten Brocken moderner Wissenschaft beschönigt, ein "surface man of theories, true to none". Er hat keine Ahnung von der wahren Liebe, er hat nie erlebt, wie sie den Menschen in seinem innersten Wesen ergreift, er kennt sie ja nur als einen flüchtigen Sinnentaumel in einem öden, leeren Leben.

Weil Tennyson will, daß die Keimzelle aller menschlichen Gemeinschaft, die Familie, rein und kräftig erhalten bleibe, vergißt er bei seiner Kritik der Zeit nicht ihr vorzuhalten, daß sie unwahre und verlogene Ehen zuläßt und begünstigt, dagegen oft genug den Lebensbund wahrer Liebender unmöglich macht. In seiner enttäuschten Leidenschaft findet der Held von "Locksley Hall" bittere Worte gegen eine Zeit, die ganz vom Klang des Goldes betört scheint (V. 100) und die Sprache der Gefühle nicht mehr verstehen will (V. 95). "Aylmer's Field" ist eine einzige Anklage gegen veraltete Standesvorurteile, die das reine Glück echter Liebe grausam vernichten.

An einer Reihe von Erscheinungen des sozialen Lebens seiner Zeit übt Tennyson Kritik; es widerspricht seinem Gerechtigkeitssinn, daß man so gern von Fortschritt spricht, wo viele Schäden vor aller Augen liegen und noch so viel zu tun ist, bevor man die Grundforderungen der Menschlichkeit erfüllt hat. Ihnen Gehör zu verschaffen betrachtet der Dichter als seine Pflicht und immer von neuem mahnt er die Zeitgenossen die Augen offenzuhalten und zu bessern was in ihrer Macht steht.

Als hohes Ziel schwebt ihm die ferne Zeit des sozialen Friedens vor, in der die Reichtümer der Erde nicht mehr in den Händen weniger angehäuft sein werden, in der die Bildung Gemeingut aller sein wird, in der die Menschen wirkliches Verständnis für einander haben werden.

Es mag von einem Dichter befremden, daß er gegen die ungleiche Verteilung des Besitzes eifert und einen gerechten

Ausgleich fordert. Dieses Verlangen entspringt doch einem richtigen Gefühl. Man wird bei Tennyson gewiß nicht annehmen, daß er die Sorge um Geld als den wichtigsten Inhalt des Lebens betrachtet; aber auch er hatte erfahren, daß ein angemessener Wohlstand die Grundlage eines menschenwürdigen Daseins ist. Wie auf einem zu kargen Boden keine Blume wachsen kann, so kann sich in zu kümmerlichen Verhältnissen die Menschenseele nicht entfalten; wer jeden Tag mit schwerer Mühe die Notdurft des Lebens beschaffen muß, der kann sich nicht zum wahren Menschen entwickeln, er muß auf der untersten Stufe stecken bleiben. Er wird verbittert werden, wenn er sieht, wie andere im Ueberfluß sitzen, während er kaum das Nötigste hat. Es steckt etwas von Tennyson selbst hinter der zornigen Anklage Leolins gegen Sir Aylmer Aylmer, dessen Besitzungen hinreichen würden um zwanzig Paaren ein gutes Auskommen zu sichern und der trotzdem noch ein wohlhabender Mann bleiben würde. Das Regierungsjubiläum der Königin scheint dem Dichter eine günstige Gelegenheit, sich an die Reichen zu wenden, damit sie von ihrem Ueberfluß abgeben an ihre Mitmenschen, die mit der Not des Alltags zu kämpfen haben (Str. VI).

So offen sich Tennyson dafür einsetzt die Unterschiede zwischen reich und arm auszugleichen, so ist er sich doch bewußt, daß das nur eine untergeordnete Frage ist gegenüber der andern nach der Gesinnung, die in den Menschen lebt. Wie der Weltfriede nur dann kommen wird, wenn ein neuer Geist der Brüderlichkeit alle Völker ergreift, so wird die Zeit des sozialen Friedens erst dann anbrechen, wenn jeder einzelne das Gemeinwohl zur Richtschnur seines Handelns macht.

In seinem Zukunftstraum erlebt der Dichter der goldenen Zeit, wie die Bildung alle Menschen durchdringt und sie dem Ideal, zu dem sie sich hinaufentwickeln sollen, immer näher bringt (The Golden Year). Das Neujahrslied aus dem Zyklus "In Memoriam" (CVI) faßt in knappen Sätzen die sozialen Forderungen Tennysons zusammen; die meisten packen die Uebel der Zeit an der Wurzel und verlangen, daß die Menschen anders werden: die Gier nach Gold, der falsche Stolz auf Geburt oder Stellung sollen aussterben, an ihre Stelle sollen Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe lebendig werden; weitherzige Menschen mit gütiger Hand werden die Kluft zwischen den Klassen überbrücken und den sozialen Frieden verwirklichen.

Zusammenfassung.

Tennyson empfindet sein Jahrhundert als eine Zeit des Uebergangs, in der die alten Werttafeln eine nach der andern stürzen und neue noch nicht aufgestellt sind; da fühlt er sich

berufen einer schwankenden Gegenwart Führer zu sein und auf Werte hinzuweisen, die zu allen Zeiten Geltung beanspruchen dürfen. An diesen Idealen besitzt er einen festen, untrüglichen Wertmaßstab, an dem er die Verhältnisse der Gegenwart mißt; sie sind für ihn das ferne hohe Ziel, dem die Entwicklung des Menschengeschlechtes zustreben muß, wenn sie einen tieferen Sinn haben soll.

Fragt man sich, wie Tennyson dazu kommt Ideale aufzustellen und von ihnen her seine Zeit zu beurteilen, so wird die Antwort lauten: seine Forderungen fließen aus einem naturnahen, unverbildeten Denken. Während seines ganzen Lebens hat sich der Dichter ein inniges Verhältnis zur Natur bewahrt. In einem Brief an seine Braut erzählt er von den dunklen, mystischen Sympathien mit Baum und Berg, die weit in seine Kindheit zurückreichen (M. 1, 204). Den größten Teil des Jahres verbringt er auf dem Lande, in Farringford und Aldworth: bei seinen täglichen ausgedehnten Wanderungen nimmt er das Leben der ihn umgebenden Natur mit wachen, feinen Sinnen in sich auf. Andrerseits empfindet er Abneigung gegen die Stadt, weil sie oft den Menschen zwingt in ungesunden Verhältnissen zu leben, weil sie ihn entnervt, ihn wurzellos macht und seinen inneren Halt verlieren läßt.

Sicherlich wird es einem scharfsinnigen Verstandesmenschen nicht schwer fallen die Anschauungen Tennysons mit Gegengründen anzugreifen; aber es gilt in diesen Fragen das Wort des alten Weisen: „Beweisen läßt sich nichts noch widerlegen, was des Beweisens wert“ (The Ancient Sage).

Wie für jeden unverbildeten Menschen sind Vaterland und Freiheit die beiden Mittelpunkte, um die sich Tennysons politisches Denken bewegt. Es ist für ihn selbstverständlich sein Vaterland am höchsten unter allen Ländern der Welt zu stellen; er ist stolz darauf dem „größten Volk der Erde“, wie er es gelegentlich nennt (M. 1, 5; 3, 219), anzugehören. Man kann dieses Hochgefühl verstehen; denn welches Volk konnte sich in den ersten beiden Dritteln des 19. Jahrhunderts mit England messen an Leistungen und an Macht? Frankreich hatte immer wieder schwere Erschütterungen durchzumachen, Deutschlands Kräfte waren noch nicht zusammengefaßt, Rußland stand erst im Anfang seiner Entwicklung und selbst Amerika mußte Englands Ueberlegenheit noch anerkennen.

Liegt auch allen politischen Aeußerungen Tennysons, ob ausgesprochen oder nicht, heiße Vaterlandsliebe zugrunde, so ist sie doch nicht blind und maßlos; dazu hat der Dichter ein viel zu scharfes, man darf fast sagen: überempfindliches Auge für die Schäden der Zeit. Wohl wendet er sich gegen zu schroffe Kritik

der englischen Verhältnisse (vgl. On One Who Ran Down The English; M. 3, 233); aber er selbst hat mit heftigen Anklagen nicht gespart, denn groß erscheint ihm der Abstand zwischen dem, was sein soll und dem, was ist.

Bei aller Kritik versucht er unparteiisch jedem Stand das Maß seiner Rechte und Pflichten zuzuteilen; selten wird er leidenschaftlich und ungerecht. Wo sich Gegensätze zeigen, tritt er für friedlichen Ausgleich ein: gegen Anwendung von Gewalt, vor allem gegen die Revolution empfindet er starke Abneigung. So sehr er sich dabei auf geschichtliche Erfahrungen berufen kann, so wenig wird man übersehen, wie diese Abneigung in einem konservativen Zug seines persönlichen Wesens mitbegründet ist; als Beweis darf seine Dichtung angeführt werden, in der er immer das wohlbegrenzte Maß anstrebt; lieber läßt er selbst gute Verse weg, als daß er den Rahmen eines Gedichtes sprengt. Der Sinn für Form ist in ihm so stark ausgeprägt, daß er auch für das politische Leben maßvolle Formen fordert; der Wechsel in den Einrichtungen, den er gewiß für nötig hält, soll sich gesetzmäßig vollziehen, nicht plötzlich und maßlos.

Mag auch der konservative Zug in Tennysons Wesen stark entwickelt sein, er wird deswegen doch nie zum starren Reaktionär; davor bewahrt ihn die Gewohnheit jede Einzelfrage in einem größeren Zusammenhang zu sehen. Frei von Standesvorurteilen hat er stets das Wohl des ganzen Volkes vor Augen oder bezieht das Schicksal der Menschheit in seine Betrachtung ein. Solch weite Ausblicke in eine ferne Zukunft machen ihm den Anblick der Gegenwart mit ihren kleinen Streitigkeiten, die ihn besonders in späteren Jahren manchmal niederdrückt[1]), erträglich und lassen die Hoffnung auf sozialen und internationalen Frieden in ihm wieder lebendig werden.

---

1) Vgl. dazu die Parallelstellen aus früheren und späteren Werken Tennysons, die Jones in seinem Buch S. 148ff. anführt.

Benutzte Literatur.

The Complete Works of Alfred Lord Tennyson, London, Macmillan and Co.
The Poetic and Dramatic Works of Alfred Lord Tennyson. Cambridge Edition. Boston and New York.
The Early Poems of Alfred Lord Tennyson. Edited . . . by John Churton Collins. London 1900.
In Memoriam, The Princess, and Maud . . . edited by John Churton Collins. London 1902.
Alfred Lord Tennyson. A Memoir. By his Son. Leipzig 1899. (Sammlung Tauchnitz, Nr. 3339—3342)
Ritchie, Anne: Records of Tennyson, Ruskin and Browning. London 1896.
Hallam Lord Tennyson: Tennyson and his Friends, London 1911
Aronstein, Ph.: Tennysons Welt- und Lebensanschauung. Englische Studien, Bd. 28, S. 54—91; Leipzig 1900)
Brie, Friedrich: Inperialistische Strömungen in der englischen Literatur. Halle 1928 (2. Auflage).
Fehr, Bernhard: Die englische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Berlin-Neubabelsberg 1923)
Fischer, Th. A.: Leben und Werke Tennysons. Gotha 1899.
Kellner, Leon: Die englische Literatur der neuesten Zeit. Leipzig 1921 (2. Auflage).
Koeppel, Emil: Tennyson. Berlin 1899.
Lyall, Alfred: Tennyson. London 1902.
Stedmann, Edmund Clarence: Victorian Poets. London 1887 (13. Aufl.).
Jones, Richard: The Growth of the Idylls of the King. Philadelphia 1895.
Dibelius, Wilhelm: England. Leipzig und Berlin 1923.
Guttmann, Bernhard: England im Zeitalter der bürgerlichen Reform. Berlin und Leipzig 1923.
Kleinschmit von Lengefeld: Der geistige Gehalt im Britischen Imperialismus. Beitrag zur Kulturkunde Englands im XX. Jahrhundert. Marburg 1928.
McCarthy, Justin: A History of Our Own Times. Bd. I.—V. London 1901 ff.
Maine, Henry Summer: Popular Government. Four Essavs. London 1885.
Marcks, Erich: England und Frankreich während der letzten Jahrhunderte. Berlin und Leipzig 1923.
Rieß, Ludwig: Englische Geschichte, hauptsächlich in neuester Zeit. Berlin 1926.
Salomon, Felix: Der britische Imperialismus. Leipzig 1916.
— Englische Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Leipzig 1923.
Schulze-Gaevernitz: Britischer Imperialismus und englischer Freihandel. München 1906.

Lebenslauf.

Ich, Ernst Blos, wurde am 15. November 1901 in Erlangen geboren als Sohn des Fleischermeisters Hans Blos und seiner Ehefrau Ida, geb. Pfann. Ich besitze die bayerische Staatsangehörigkeit. In Erlangen besuchte ich die Volksschule und Realschule, dann in Nürnberg die Kreis-Oberrealschule, die ich 1921 mit dem Reifezeugnis verließ. Darauf studierte ich an den Universitäten Erlangen und München deutsche und englische Philologie, sowie mittlere und neue Geschichte. Meine Lehrer waren die Professoren Beckmann, Brotanek, Saran und Schmeidler in Erlangen, Förster, Muncker und Oncken in München. Im Jahre 1927 legte ich den 1. Abschnitt der Prüfung für den Unterricht in Deutsch, Geschichte und Englisch ab. Das Seminarjahr verbrachte ich an der Gisela-Oberrealschule in München, wo ich mich auch dem 2. Abschnitt der Lehramtsprüfung unterzog. Seit dem Sommer 1928 bin ich zu wissenschaftlicher Tätigkeit beurlaubt.

Die Anregung zu vorliegender Arbeit erhielt ich von Herrn Geh. Rat Prof. Dr. R. Brotanek, dem ich zu besonderem Dank verpflichtet bin.